

h/k 775 sch Nekr Sch
Neurolog auf Schney der
v. Wartensee

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

N. 246.

Freitag, den 4. September

STADTBIBLIOTHEK
ZÜRICH

1868.

Rückerinnerungen aus dem Orient.

Von Dr. Ludwig Herrmann.

(Fortsetzung.)

„Zwei Mäceten (Einsiedler)“, erzählte der Diakon, „waren am Tage vor der Einnahme der Stadt hier mit Braten von Fischen beschäftigt. Sie besprachen dabei die Vorkehrungen der Osmanen zum allgemeinen Sturme. Der Eine war der Ansicht, der Sturm werde gelingen, der Andere entgegengelegter Meinung: „Die Osmanen werden so wenig die Stadt nehmen, als unsere halbgebratenen Fische in den heiligen Quell springen und darin schwimmen werden.“ — Kaum hatte er seine Rede geendet, so sprangen die halbgebratenen Fische aus der Pfanne in den heiligen Quell und schwammen darin umher. Am folgenden Tage waren die Osmanen Herren der Stadt. So strafte Gott den Kaiser und das Volk für den Abfall von dem Glauben der Väter, für die Wiedervereinigung mit den Aymitten*). (Der hochwürdige Herr warf hierbei einen hämischen Seitenblick auf uns; da wir miteinander französisch sprachen, hielt er uns wahrscheinlich für Franzosen im Dienste der Pforte.) Es sind die hier dieselben Fische, sie wurden von Gottes Allmacht vier Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag zur Warnung erhalten.“

Die griechischen Frauen hörten dem Pappas mit großer Aufmerksamkeit zu. Eine derselben verlangte auch, die berühmte Wunderkerze zu sehen, welche seit Jahrhunderten brennt, ohne kleiner zu werden, und die Niemand ausblasen kann.

Der Pappas bedeutete ihr, daß sie nur am heiligen Pfingstfeste gezeigt werde.

Da Osman Effendi nicht, wie ich, der neugriechischen Sprache kundig war, bat er mich, ihm die Erzählung des Geistlichen mitzutheilen. Nachdem ich dieß gethan, sagte er, statt über die Leichtgläubigkeit der Griechen zu lachen, ganz ernst:

*) Spottname, welcher den römischen Katholiken von der griechischen Kirche gegeben wurde, weil diese sich beim Abendmahle des ungeäuerten Brodes bedienen. Um Hülfe vom Abendlande zu erlangen, unterzeichnete Kaiser Konstantin die Vereinigungsurkunde mit der römischen Kirche. Der päpstliche Legat, Cardinal Jsidor, celebrirte hierauf in dem Sophiendome ein Hochamt, nach welchem beiden Nationen das Abendmahl mit gesäuertem und ungeäuertem Brode gespendet wurde. Der heilige Gennadios — der abgelehnte und in ein Kloster verwiesene Patriarch, derselbe, welcher drei Tage nach der Einnahme der Stadt von Mahomed II. unter großen Ehrenbezeugungen zum Patriarchen eingesetzt wurde — hierüber vom Volke befragt, gab zur Antwort: „Unglückliche, warum wollt ihr die Wahrheit verlassen? Warum, statt auf Gott zu bauen, euer Vertrauen auf die Lateiner setzen? Indem ihr euren Glauben verliert, werdet ihr eure Stadt verlieren!“

„Tout comme chez nous! Auch unsere Türken*) glauben jeden Unsinn, den ihnen ein heuchlerischer Derwisch vorschwätzt. Je unwahrscheinlicher, je unglaublicher etwas ist, desto eher glaubt es das Volk.“

Wir stiegen wieder an die Oberwelt hinauf und begaben uns auf den armenischen Kirchhof zum Grabe des heiligen Comidas. Das mit Blumen geschmückte Grab umstanden betend armenische Männer, Frauen und Kinder. Viele nahmen beim Weggehen von dessen Erde mit, denn sie wirkt, in Säcken aufgehängt, wie das heilige Wasser von Balikli, wunderthätig gegen alle Krankheiten, aber wohlgenutzt, nur gegen die der Armenier; denn der heilige Comidas war Particularist.

Nun mischten wir uns unter das auf den schattigen Kirchhöfen sich belustigende Volk. Die christlichen Kirchhöfe sind nicht, wie die der Türken, mit Cypressen (den Bäumen der Freiheit), sondern mit Linden, Eschen, Platanen und Maulbeerbäumen bepflanzt. Unter diesen Bäumen waren Zelte, Kaffeebuden, Schaukeln, Gaukelspiele u. aufgeschlagen. An den Wegen standen lange Reihen von Wagen. Auf den grünen Rasen gelagert, aßen, tranken und sangen Griechen und Armenier; an mehreren Stellen spielten Musikbänden zum Tanze auf. Am meisten wurde die Romäta, der neugriechische Nationaltanz, getanzt. Es ist dieß ein wirklich schöner Tanz. Dreißig bis vierzig junge Leute bilden, sich gegenseitig an den Händen fassend, eine Kette, die sich unter Musik und Gesang langsam vorwärts bewegt, mannichfaltige Bindungen macht, zeitweise still steht und dann wieder weiter schreitet. An der Spitze der Kette schwebt der Vortänzer, das Gesicht und den Körper dem Kreise der Tanzenden zugekehrt, schwingt in der freien Hand ein bunt farbiges Tuch und führt verschiedene künstliche Sprünge und Drehungen aus.

Ein widriges Schauspiel dagegen boten die Tänze der Kötische (öffentlichen Tänzer). Griechische Knaben von 12—15 Jahren, weiblich in weifaltige, reich mit Gold gestickte Gewänder von hellen Farben gekleidet, die langen, gelockten Haaren mit Blumen bekränzt, die Wangen geschminkt, in den Händen Castagnetten oder Tambourins schwingend, ahmten im Tanze die Bewegungen der Freudenmädchen nach.

Dasselbe Volk, welches sich vorher in der Capelle hundertmal bekrenzt, andächtig die Heiligenbilder geküßt und viele Gebete hergemurmelt hatte, sah jetzt mit innigem Vergnügen den unzünftigen Tänzen dieser Schandbuben zu.

Wie die Romäta dem antiken kreischen Tanze des Labyrinth entspricht — Homer nennt ihn den Ringeltanz —, so

*) Die Türken nennen sich nicht Türken, sondern Osmanli; mit „Türk“ bezeichnen sie einen rohen, ungebildeten Menschen. In der mehrfachen Zahl wird das Wort zur Bezeichnung des niedern und vornehmen Pöbels gebraucht.

finden wir in den Tänzen der Köstche die der phrygischen Cynaden wieder.

Unter den Zuschauern trieben sich alte Zigeunerinnen umher und boten ihre Kunst, die Zukunft zu schauen, an. Die griechischen Mädchen reichten ihnen willig die Hände und ließen sich aus deren Linien alle möglichen glücklichen Ereignisse, besonders reiche Heirathen, herauslesen.

Die Griechinnen waren unverschleiert und meist europäisch gekleidet. Nur trugen sie auf dem Kopfe das orientalische Fes mit goldener Quaste. Sie allein mischten sich unter die Zuschauer, während die Türken und Armenierinnen von den Männern separat saßen und verschleiert waren. Jene erkannte man an der gelben Fußbekleidung und dem grünen Feredsche (weiter Mantel von Merino), diese an der rothen Fußbekleidung und dem Feredsche von dunklen Farben.

Die Türken saßen von den Christen ganz getrennt auf den erhöhten Stellen der Kirchhöfe, wo sie einen Ueberblick über das Ganze hatten. Ihre langen Pfeifen rauchend und Kaffee schlürfend, saßen sie ernst und schweigend dem Gethimmel zu.

Militär war zur Ueberwachung der großen Volksmenge — es mögen bei 50,000 Menschen hier versammelt gewesen sein — nicht aufgestellt. Nur hie und da erblickte man Garwasse (Gendarmen), robuste, breitschulterige Kerle, mit dem blitzenden Yatagan oder krummen Säbel an der Seite und Pistolen im Gürtel, gravitatisch unter der Menge auf- und abschreiten, nach Dieben und Raufbolden spähend, ohne aber sonst Jemanden zu belästigen.

(Fortsetzung folgt.)

Franz Xaver Schnyder v. Wartensee.

Mit Schnyder's am 27. August erfolgtem Hinscheiden ist eine Persönlichkeit aus unserer Mitte geschwunden, die ein halbes Jahrhundert hindurch auf das musikalische, wissenschaftliche und gesellige Treiben in unserer Vaterstadt einen nicht unbedeutenden, belebenden Einfluß geübt hat. Von der Natur leiblich und geistig in überschwänglichem Maße ausgestattet, und vor Allem von einem unermüdblichen, in dem Streben nach Wahrheit und in herzlichem Wohlwollen wurzelnden Frohgefühl durchdrungen, das ihn in den mißlichsten Lagen, in den schwersten Schicksalsschlägen treu blieb, verstand er es, wie Goethe, mit dem er die gleiche höchste Altersstufe erreichte, dem seltenen Thätigkeitsdrang, der sein Wesen erfüllte, durch stets sich gleich bleibende Mäßigkeit, durch strenge Ordnungsliebe und gewissenhafte Benutzung der Zeit vollauf zu genügen, die Vielseitigkeit seiner Bestrebungen mit Klarheit und Gründlichkeit zu verbinden, den sinnlichen Genuß geistig zu durchwurzeln und in der Geistesarbeit selbst den höchsten Genuß zu finden. So gelang es dem Polyhistor oder, wie er sich selbst scherzhaft nannte, dem Omniphagen, von den bedeutenden Männern jeglichen Faches, mit dem er sich beschäftigte, als würdiger Genosse geachtet zu werden; so gelang es vor Allem in der Musik dem großen Theoretiker, gründlichen Gesichtsforscher und vielseitigen Componisten, als Autorität Anerkennung zu finden bei den Fachmännern und Größen der verschiedensten Richtungen; so gelang es dem biedern und freisinnigen Manne, dem welterfahrenen und weltgewandten Gesellschafter, in seiner Heimath, wie überall, wo ihn die Wanderlust auf kürzere oder längere Zeit hinführte, in den schlichten Kreisen des Volkes, wie in den anspruchsvolleren Kreisen ächter und vermeintlicher Bildung eine stets gern gesehene Erscheinung zu sein; so gelang es endlich dem treuen, theilnehmenden Freunde, sich ein liebendes Andenken zu erhalten bei Allen,

denen er in vertrautem Umgang sein reiches Herz erschloß, und selbst Irrungen, wie sie menschliche Schwäche und Leidenschaftlichkeit auch bei den Besten hervorruft, mit redlichem Willen auszugleichen.

Eines so bedeutenden Mannes Leben, das durch achtzig Jahre hindurch so viele Gebiete umspannt und sich in so verschiedene andere Lebenskreise verschlungen hat, der Mit- und Nachwelt treu darzustellen, erfordert eine reichliche Muße und sorgfältige Prüfung und Benützung der vielumfassenden Materialien. Die Verehrer des Dahingegangenen wird die Nachricht erfreuen, daß er selbst eine vortreffliche, zuverlässige Grundlage dazu gegeben, indem er in seinem 78. Jahre angefangen hat, der treuen Gefährtin seiner späteren Tage mit immer frischem Humor und bewundernswürdig sicherem Gedächtniß die Erlebnisse der ersten dreißig Jahre in die Feder zu dictiren, und als ihm das bei zunehmender Körperschwäche im vorigen Sommer zu beschwerlich wurde, gelegentlich erzählend die folgenden Jahre zu schildern, was von der Liebenden sodann getreulich zu Papier gebracht wurde. Wir deuten für unseren Zweck, dem ausgezeichneten Manne einen ehrenden Nachruf zu widmen, nur in Umrissen die Hauptepochen seines Lebens an.

Franz Xaver Joseph Peter Schnyder von Wartensee, „der Linie eines alten Luzernischen Patriciergeschlechtes aus Sursee angehörig, die von ihrem Schloßgute am Sempacher See das Prädicat „von Wartensee“ anzunehmen berechtigt war“, wurde in Luzern am 18. April 1786 geboren. Sein Vater, Jost Schnyder v. Wartensee, war zur Zeit der Geburt dieses seines ersten Sohnes als Offizier unter den Schweizertruppen in französischen Diensten in Corsica abwesend. Später privatisirte derselbe in der Heimath und wurde in den Rath der Vaterstadt gewählt; er starb 1826. In fast ungestörter Gesundheit wuchs der ungewöhnlich kräftige Knabe heran und war körperlich und geistig seinen Genossen stets voraus. Die innige Freude an der Natur, der feine Sinn für Musik und die ungemeine Wißbegierde entwickelte in dem von Gesundheit strotzenden Körper gleichmäßig Herz und Verstand, und der einfache, fromme Sinn des Hauses war schon früh einem harmonischen Lebensgange äußerst förderlich. Waren die äußeren Verhältnisse auch nicht glänzend, so boten sie doch dem nach Selbstständigkeit durch eigene Kraft ringenden Knaben reichlich die Mittel, sich alles Das anzueignen, was ihm eine sichere, geachtete Stellung im Leben verschaffen konnte. Die furchtbaren Bewegungen und politischen Umwälzungen, unter deren unmittelbarem Einfluß der lebendige Knabe aufwuchs, entwickelten rasch seinen Charakter, und der eifrige Dienst in der Militärschule verlieh ihm eine Selbstständigkeit, die ihn bei dem regsten Sinn für Geselligkeit doch unabhängig machte von der Gesellschaft, eine Unabhängigkeit, die er in seine spätesten Tage bewahrt hat. Bei aller Freude an den Wissenschaften erkannte er doch schon früh in der Tonkunst seinen eigentlichen Beruf und verwandtschaftliche Beziehungen förderten das musikalische Talent in ihm. Zur Vollendung seiner Studien ging er auf einige Zeit nach Zürich und wanderte dann nach Wien, um unter den dortigen Meistern seine selbstständige Laufbahn zu beginnen. Er konnte dorthin schon schöne Beweise seiner Productionsgabe mitbringen und war bald in den tüchtigsten Kreisen herzlich aufgenommen und als vielversprechender Künstler anerkannt. Um ungestört an seiner ersten Oper arbeiten zu können und zugleich die herrliche Natur zu genießen, zog er im Sommer des Jahres 1812 nach Baden; durch den furchtbaren Brand, der im Juli fast das ganze Städtchen und auch seine Wohnung in Asche legte, während er zur Feier des Annetages nach Wien gegangen war, wurde ihm der fernere Aufenthalt gestört. Rasch entschlossen, packte er zusammen, was ihm in Wien geblieben war, und kehrte mit der ersten Gelegenheit in die Heimath zurück. Wohl war's ihm schwer, sich loszureißen von geliebten Freunden und

theuer gewordenen Preisen; aber auch nach Hause zog es ihn mit heiliger Gewalt, denn dort hatte er eine heißgeliebte Braut zurückgelassen, die seiner mit Sehnsucht gedachte. Seine Wanderung vom Bodensee in die Vaterstadt, das Wiedersehen der Geliebten, die auf seinen Wunsch ihm bis Mitternacht entgegengeeilt war, sein Empfang beim Vater, den er von seiner Rückkunft nicht in Kenntniß gesetzt hatte: dieß Alles schildern seine eigenen Aufzeichnungen so einfach und wahr, so lebhaft und innig, daß man in dem 78jährigen Greis noch den 26jährigen kräftigen und doch auch sentimentalen Jüngling unverändert und in ungeschwächtem Frohsinn erkennt.

Die nächsten zwei Jahre verflossen in vielfachen Bemühungen, das eigene Hauswesen zu gründen. Sein Ruf als Musiker verbreitete sich im Vaterlande und in den Aufführungen der Schweizerischen Musikgesellschaft wurden seine größeren Compositionen mit reichem Beifall belohnt, wie seine Vieder und Quartette weithin sich beliebt machten. Das hinderte ihn nicht, dem Vaterlande und der Vaterstadt auch mit seinem besonnenen Muth, mit seiner imponirenden Persönlichkeit zu dienen, wo sie in Gefahr waren durch Aufruhr im Innern und Kriegsstürme von außen. Die Luzernerische Regierung hatte ihn kurz vorher zum Hauptmann ernannt. Unmittelbar, nachdem die Ordnung hergestellt schien, am 1. August 1814, feierte er seine Hochzeit mit Karoline v. Hertensheim. Das glückliche Paar verlebte selbige Monate, sich selbst überlassen, in dem Schloßchen Wartensee. Aber schon im Frühjahr erkrankte die Frau und ins Krankenzimmer, wo er ihrer sorgsam wartete, drang, ihn erschreckend, der Ruf der Regierung, sich an seinen Posten zu begeben. Napoleon hatte seinen Siegeslauf wieder begonnen und neuer Kriegslärm erfüllte Europa.

Ausschub wurde dem jungen Ehemann freundlich gewährt und als die Gefahr näher rückte, war die Genesung so weit fortgeschritten, daß er die Theure in der Stadt bergen und seiner Pflicht nachkommen konnte. Auch diesmal aber blieb die Schweiz bei dem rapiden Verlauf des Krieges unbehelligt. Nun drohten aber Wolken anderer Art am Himmel seines Glückes. Die Besingung Wartensee mußte durch Schuld des Vaters aufgegeben werden und der Sohn sah sich genöthigt, ein Amt zu suchen, das ihn und seine Frau ernähren konnte. Bei Pestalozzi in Yfferten, den er von frühe wohl kannte und verehrte, fand er, was er wünschte; er wurde unter Bedingungen, die für seine Zeit glänzend waren, Leiter der musikalischen Erziehung in seinem Knabeninstitute und in Nieberer's Mädchenanstalt und war fast 2 Jahre hindurch der vertraute, hochgeschätzte Genosse dieser beiden Männer und ihrer jüngeren Gehülfen, ein unschätzbares Glied der reichen Geselligkeit, und Knaben und Mädchen und wer sonst mit den Anstalten in Berührung war, schlossen sich mit Begeisterung an den klar denkenden und innig fühlenden Lehrer und Freund an. Unter letzteren wurde ihm besonders Ackermann, der nachherige, noch in gesegnetem Andenken stehende Lehrer an unserer Musterschule, innig vertraut und blieb es bis zu seinem Tode.

Für die Dauer konnte ihn aber eine solche Wirksamkeit doch nicht fesseln, so sehr sie ihn geistig förderte durch den Umgang mit den dort lebenden geistreichen Männern und die Bekanntschaft bedeutender Persönlichkeiten, die der weltberühmten Anstalt aus allen Ländern zuströmten, und so sehr sie sein ungemeines Begehrnt entwickelte. Er vermied schmerzlich den Genuß großer Musikaufführungen und der vereinzelte Besuch eines Musikfestes konnte ihm nicht Ersatz bieten. Dazu kamen die Zerwürfnisse zwischen den Leitern der Anstalten, die ein baldiges Zerfallen drohten. Er entschloß sich, seine Stelle aufzugeben und in eine der bedeutenderen deutschen Städte überzusiedeln.

(Fortsetzung folgt.)

In Baden = Baden.

Damen - Toiletten.

Einen verrückteren Carneval, als in diesem Jahre, hat noch keine frühere Saison gesehen. Ich bin weit davon entfernt, in den Chor der verdammenden, mäkclenden, kritischen Beurtheiler mit einzustimmen, welchen hier eine besonders willkommene Gelegenheit geboten wird, sich im Feuer ihrer eigenen Fuß- und Tadelpredigten zu berauschen. Sie bedürften freilich kaum einer solchen überreichen Veranlassung. Denn für sie möchten die armen hübschen Frauen zur Hülle ihrer zierlichen Leiber und zur Bedeckung ihrer Köpfe wählen, was sie wollten — sie würden immer gleichen Stoff zu ihren Capuzinaden gefunden zu haben glauben. Dieß Bedürfnis ist sicher so alt, wie das erste Feigenblatt und die erste Korallenschnur, und seine Entwicklung hat zu allen Zeiten durch alle Wandlungen des Geschmacks und der Sitte hindurch mit der Ausbildung jener beiden weiblichen Urtrachten bis zu deren heutiger Höhe gleichen Schritt gehalten. Lassen wir ihnen das durch seine Fruchtlosigkeit dennoch nie abgeschwächte, harmlose Vergnügen des Predigens, wie — den Damen das ihrige. Das der letzteren ist nicht so unbedingt vergnüglich, wie es wohl aussieht, wenn das Kunstwerk fertig und vollendet nun vor uns erscheint.

Es mag eine nicht gering zu schätzende ehrliche Mühe und Arbeit nöthig sein, um das drei- bis viermal täglich (unter drei darf es bei den auf den Preis der Eleganz Anspruch Erhebenden hier wohl kaum geschehen) fertig zu bringen. Denn der Schnitt und das Arrangement der Damen-Toilette, wie sie hier zur Ausstellung kommt, ist so complicirt und geheimnißvoll verwickelt geworden, daß es dem Zeichner schon die größten Schwierigkeiten macht, sich auf eine heutige elegante Schöne oder auf ihre treffliche Umhüllung „anzukennen“, um wie viel mehr aber noch den betreffenden Damen selbst, sich davon einzuleiden. So groß die Willkür und Anarchie auf diesem Gebiet längst schon geworden ist, — einige allgemeine charakteristische Züge lassen sich doch auch diesmal wieder festhalten.

Die lange, die Schlepprobe scheint entschieden aus dem Felde geschlagen, ihren letzten Todeskampf zu kämpfen. Der Sieg gehört auf der Promenade wie leider auch bereits in der Gesellschaft dem kurzen Kleide. Das mag bequem sein, aber jedenfalls verlieren die Gestalten damit den besten Theil ihrer künstlerischen Wirkung; nichts unglücklicher, als wenn unter dem rund absteigenden Saum die oft so kümmerlichen Beinchen und Stiefelchen hervorzupfeifen! Aber wenn die Gatten und Väter aus der unleugbaren Thatsache des Schleppenverschwindens auf eine selbige Periode eines ermäßigten Steuerdrucks schließen zu dürfen glaubten, so sind sie bitter enttäuscht worden. Der unausstillsbare weibliche Trieb, irgend wo und nach irgend welcher Richtung hin immer über das bescheidene Maß der Natur hinauszugehen, hat sich auch hier in einer Meistererschöpfung wieder glänzend bewährt. Das ist das Ueberkleid mit seinen zahllosen Abarten, seinen unerhörten Ausladungen, Besäzen, Aufpuffungen, Zattlungen zc., seinen gänzlich unberechenbaren, launenhaften Verwendungen jeder Stoffgattung und jedes Farbentons. Daß letzterer immer von dem des Unterkleides aufs Entschiedenste getrennt wird, macht bei nur einigermaßen vorhandenem Farbengefühl bei der Besitzerin oder ihrer Schneiderin das Hübsche und Erfreuliche daran aus, und mit wenigen entsetzlichen Ausnahmen kann man dem Geschmack der Schönen in diesem Punkt nur Anerkennung zollen. Das Blond auf Strohgelb, das Schwarz auf Roth, das Kornblau auf Goldbraun, das Grün auf Schwarz, das silberstreifige Weiß auf Cerise gibt die prächtigsten Effecte. In den Manieren aber, das Oberkleid zu schneiden, zu falten, zu stecken und zu puffen herrscht die abenteuerlichste Tollheit, und das

scheinbar in die Kumpellkammer geworfene Koffhaar feiert wieder, wenn auch zu kürzer und nur localen Ballons verweht, hier unterhalb der Taillen seine fröhliche Auferstehung.

Dabei will ich nicht unerwähnt lassen, daß, wie ehemals die interessanten Zustände der französischen Landesmutter die Crinoline in das Leben riefen, gegenwärtig eine Rückgratschwäche derselben hohen Frau, welche sie zu etwas vorn übergebeugtem Gange zwingt, diesen Gang und damit das Herausbiegen der Rückenlinie in der Taille grand genre gemacht hat. Eine glühende Verehrerin dieses berühmten Moders hoher Weiblichkeit zeigte sich vor einigen Tagen zu großem Erschaunen des Promenadenpublicums bemüht, durch eine directe Aufpolsterung und einen wahren Schleifenberg diese Kreuzstelle noch energischer plastisch herauszuarbeiten. Zu den immer mehr der Unsichtbarkeit zustrebenden hübschen und feingeschmückten Deckelchen haben sich gegenwärtig die Japanessischen Strohdächer in Concurrenz gesetzt, die täglich mehr Terrain in der Gunst der Damen zu gewinnen drohen, und das Gebäude ihrer heutigen Eleganz am würdigsten krönen!

Das Haar aber wällt in immer freieren Fluthen am Rücken hinunter, zottelt in immer unlöslicheren Weichselzöpfen um den Schädel, vermengt mit Blumenguirlanden, Schmetterlingen, Aehrengarben und langen grünen Grasbüscheln, welche Hut, Haupt und Nacken überwehen. Auffallend bemerklich macht sich das plötzlich eingetretene Ende der Mode des rothen und röthlich-blonden Haars. Mit einem Schlage sind jene Hunderte von Kothöpfen verschwunden oder auf ein blond geborenes halbes Duzend zusammengekrumpft.

Ich war in meiner Unschuld ganz verwirrt, als ich zuerst die schöne Baroinn Talleyrand, die Besitzerin jener herrlichsten dunklen Augen und Brauenbogen, die je unter einer weiblichen Stirn dräuten und glühten, im Concert mit dunklen, fast schwärzlichen Locken wiederfand, sie, deren Schönheit sonst in dem Camraß jener Augen mit dem lichtgoldenen Haar einen pikanten Beisatz mehr suchte und fand.

Von den herkömmlichen Pariser Figuren fehlt manche auf dem Felde ihrer ehemaligen Siege, vielleicht führen auch sie die erste Septemberwoche und die Kennen in derselben wieder hierher. Aber wenn sie auch für immer abgetreten sein sollten: „la terre en produit de nouveau“; es ist kein Mangel an dem brilliantesten Vertreterinnen ihrer Species, und so fern, wie die Welt, scheint auch die Halbwelt noch vor ihrem Ende zu sein! (Fr.-Bl.)

Wannichfaltigkeiten.

(Fanatische Gräueltthat.) Aus dem durch seine mittelalterlichen Barbareien berühmten Rumänien wird nunmehr wieder folgender Gewaltact gemeldet: Einem serbischen Juden, Namens Isak Salomon, starb vor 3 Jahren sein Weib, welches ihm einen Säugling im Alter von einigen Wochen zurückließ. Der unglückliche Vater, der einen Bruder in Konstantinopel hat, übergab sein Kind einem ebenfalls in Konstantinopel domicilirenden griechischen Weibe gegen monatliche Bezahlung zur Ernährung und Pflege. Vor einigen Wochen schrieb Isak Salomon an seinen Bruder in Konstantinopel, er möchte sein nunmehr dreijähriges Kind aus dem Hause der Griechin wegnehmen und seinem Freunde, Herrn Raphael Mesulam aus Belgrad, übergeben. Dieser reise eben von Konstantinopel in seine Heimath, und werde aus Freundslichkeit das Kind mitnehmen. Herr Raphael Mesulam, ein wohlgeleitener, biederer Geschäftsmann mit einem ordentlichen serbischen Reisepasse versehen und im Besitze der Briefe an Isak Salomon, dem er sein

Kind aus Gefälligkeit mitführte, reiste Ende Juli von Konstantinopel ab. Auf dem Schiffe lenkte das dreijährige, seiner gewohnten Umgebung entzogene und deshalb viel weinende Kind die Aufmerksamkeit der Passagiere auf sich. Da das Kind auch nur die Sprache seiner Pflegemutter, nämlich griechisch und nicht jüdisch, verstand, tauchte bei der Reisegesellschaft, die meist aus Rumänen bestand, der Gedanke auf, es sei dies ein gestohlenes Christkind, das der Jude zum östlichen Blutichmause nach Belgrad führe. Ein solcher von einem der Mitreisenden ausgesprochener Verdacht erregte die Gemüther Aller. Stürmische Querfragen und leidenschaftliche extemporirte Verhöre, die vielfach an Raphael M. gerichtet wurden, ließen denselben schon nichts Gutes ahnen. Bald sollte seine Ahnung sich in traurigster Weise verwirklichen. Als das Schiff am 5. August in Turn-Severin angelangt war, fielen die Rumänen mit gräßlichen Schlägen über den armen Juden her, schleppten ihn vom Verdeck des Schiffes und zerrten ihn unter wildem Geschrei eines mittlerweile angesammelten Volksaufsehs, aus vielen Wunden blutend, durch die Gasse. Der herbeigekommene Stadtdirector (Präfect) ließ den Pöbel gewähren, trotzdem er sich durch die ihm übergebenen Reisedocumente des Raphael M. von dessen Unschuld hinreichend überzeugt halten mußte. Ja, noch mehr. Auf Befehl eben dieses Herrn Directors wurde Raphael M., der nicht einmal gerichtlich verhört worden war, nachdem die Schergen sein Haar gleich einem verurtheilten Verbrecher abgeschoren hatten, in den Kerker geworfen, wo er die jämmerlichste Marter und Prügelei erleiden mußte. Das Kind, welches nun ganz verlassen da stand, wird über Anordnung des Directors in einem christlichen Hause festgehalten. Dieser Vorgang und das jetzt von Mund zu Mund kursirende aufgeschwemmte Märchen vom Gebrauche des Christenblutes an jüdischen Opfern versetzte die ganze Stadt in die größte Aufregung, die derart gefahrdrohend für die dortigen jüdischen Familien wurde, daß die meisten derselben ihr Heil in der Flucht suchten. Einer der Flüchtlinge telegraphirte von Orsova an das serbische Consulat in Konstantinopel, welches auch sogleich amtlich die Wahrheit der Aussagen des Raphael M. und dessen gänzliche Unschuld telegraphisch bestätigte. Doch die Präfectur in Turn-Severin kümmerte sich wenig um dieses amtliche Telegramm eines serbischen Consulats und wagte es, ohne Beweis und Rechtsgrund, einen serbischen Unterthan zu verhaften und zu mißhandeln.

Drei Vorträge über verschiedene, aber sämmtlich die großen Entwicklungssfragen unserer Zeit angehende Gegenstände haben wir unsern Lesern zu nennen. „Die Volksschule“ von Uhlisch (Gera, Strebel) heißt ein schon nahezu vor einem Jahre am Arbeitertage zu Gera gehaltenen lichtvoller Vortrag, der jeden ehrlich Denkenden für sich gewinnen muß. „Die nationale Bedeutung des Protestantismus für Deutschland“ (Berlin, Sobel) wurde am 15. Mai d. J. von Bluntzschli im Unionsverein besprochen, wie es die Wichtigkeit des Gegenstandes verdient. „Vortrag“, gehalten im Frauenbildungsverein zu Leipzig 15. Juli d. J. von Henriette Goldschmidt (Leipzig, Matthes), gilt zunächst dem 25jährigen Schriftstellerjubiläum der edeln Frau Louise Otto Peters, selbstverständlich zugleich auch der Thätigkeit und Bildung der Frauen überhaupt, und sei von uns allen gebildeten und freisinnigen Frauen gelegentlich empfohlen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 4. September. Luthers Haus und der Sängerkrieg auf Wartburg, große romantische Oper in 3 Acten von Richard Wagner. (Abonnement-Vorstellung Nr. 231.)

Samstag, 5. September. Aus der Gesellschaft, Schauspiel in 4 Acten von Bayernfeld. (Abonnement-Vorstellung Nr. 232.)

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

N. 247.

Samstag, den 5. September

1868.

Rückerinnerungen aus dem Orient.

Von Dr. Ludwig Herrmann.

(Fortsetzung.)

Osman Effendi ersuchte mich, eine Tour längs der an der Straße aufgestellten Wagen zu machen. Hier befanden sich in mit weißen, reich verzierten Ochsen bespannten Araba (Wagen mit Rissen und Teppichen belegt) die vornehmen türkischen und armenischen Frauen. Die Hareme der türkischen Großen waren von berittenen schwarzen Eunuchen bewacht. Unter der weißen Umhüllung der leichten Mouffelschleier sah man Diamantengeflimmer von Halsgeschmeide und von Ringen an zarten, weißen Händen, und durch die offene Stelle der Schleier das Funkeln schwarzer Augensterne.

Manchmal ließ sich eine Dame Scherbet oder Eiszwasser reichen und bot bei der Lüftung des Schleiers dem Vorübergehenden einen flüchtigen Anblick ihres lieblichen Gesichtes.

Die Söhnchen von Paschas galoppirten auf kleinen, feurigen, mit goldgestickten Schabrafen belegten, von der Insel Mytilene kommenden Penny's auf und ab.

Osman Effendi ließ gegen die türkische Sitte fortwährend seine Blicke über die mit Frauen besetzten Wagen gleiten. Da ich als Arzt öfters in sein Haus gekommen war, kannte ich seine Familienverhältnisse. Seine Mutter hatte ihm eine junge konstantinopolitanische Türkinn ausgesucht*), mit welcher er in der glücklichsten Ehe lebte. Er brachte seine ganze vom Dienste freie Zeit im Kreise seiner Familie zu, die aus der alten Mutter, seiner Frau und einem Kinde bestand. Ich konnte mir deshalb sein Herumspähen nicht erklären und fragte ihn im Scherze, ob er etwa noch eine Frau zu heirathen beabsichtige. Nach einigem Zaudern gestand er mir erröthend — der Türke spricht in Gesellschaft nie von seinem Harem, und es ist sogar unanständig, sich nach dem Befinden seiner Frau oder Kinder zu erkundigen —, daß seine Mutter und seine Frau sich mit einigen Bekannten hier befinden und daß er sich nach ihrem Wagen umsehe. Nachdem wir einige Male auf- und abgegangen waren, stieß er mich plötzlich an und flüsterte mir zu: „Dort sind sie“. Wir gingen an dem Wagen in der Entfernung von etlichen zwanzig Schritten schweigend vorüber; eine Begrüßung

wäre ein arger Verstoß gegen den Anstand gewesen. Ein leichtes Kopfnicken und ein liebevoller Blick aus zwei großen, schwarzen Augen zeigte dem jungen Chemanne an, daß man ihn erkannt habe, und das genügte ihm. „Wir wollen jetzt etwas ausruhen und Kaffee trinken“, sagte er nun, „aber laß uns einen Platz fern von dem wüsten Lärme auffuchen.“

Gegen die Propontis hin hatte ein alter Türke auf einer etwas erhöhten Stelle unter zwei prachtvollen Binden zwischen den Gräbern eine Kaffeebude improvisirt, welche den Blick auf die Stadt und auf das Meer gewährte.

Hier ließen wir uns nieder, verlangten Pfeifen und Kaffee und genossen die herrliche Aussicht.

Die Aussicht war wirklich bezaubernd. Meminisse voluptas! Einundzwanzig Jahre sind bereits verflossen, seitdem ich Konstantinopel verlassen habe, und heute, indem ich dieß niederschreibe, überfällt mich wieder mit aller Macht die Sehnsucht nach den Gestaden der Propontis und des Bosporus, an welchen ich 9 Jahre verlebt habe.

Zu unserer Linken lag die altergebräunte, ephrubeckleidete Festungsmauer, hinter der sich die Siebenhügelftadt mit ihren vielen schlanken Spizthürmen, vergoldeten Moscheenkuppeln, Palästen und Tausenden von mit grünenden Bäumen umgebenen Häusern amphitheatralisch erhob; vor uns der breite Wasserspiegel der Propontis, von einer prachtvollen Sonne beleuchtet, aus ihm die reizende Gruppe der neun Prinzeninseln auftauchend, und im Hintergrunde die in einen leichten Dunstschleier gehüllte asiatische Küste mit dem mythischen schneebedeckten Olymp. Ueber uns wölbte sich ein reiner, wolkenloser Himmel, dessen Azurbläue mit dem frischen Grün der uns umgebenden üppigen Vegetation einen schönen Contrast bildete. Aus der Ferne drang von der Propontis herauf das matte Getöse der Wellenbrandung. Von einem kühlenden Seewinde bewegt, flüsternten die uralten Binden über den Gräbern geheimnißvoll und schienen sich Geschichten längstvergangener Tage zu erzählen. Auch wir konnten uns hier geschichtlicher Erinnerungen nicht erwehren. Am 6. April 1453 begann Mahomed II. die Belagerung der Stadt Konstantins des Großen und am 29. Mai zog er als Sieger in sie ein. Hier, wo heute (24. April 1846; — das Fest dauert bis zum 27. April) das griechische Volk sich ausgelassenen Lustbarkeiten hingab, als wolle es die Erinnerung an den Untergang des mehr als tausendjährigen byzantinischen Reichs durch Freudenfeste feiern, ertönte vor nahezu 400 Jahren statt Tanzmusik die kriegerische Musik der Trompeten, kupfernen Becken, großen Trommeln und Cymbeln der Janitscharen, statt Gesang und Jauchzen der wilde Schlachtruf der Osmanen „Allah Illah!“ und das „Kyrie eleison“ der Griechen, widerhallte die Lust von dem Donner der Kanonen, dem Geschrei des Schmerzes der Verwundeten und dem Stöhnen der Sterbenden. In dieser Gegend bis zum Romanushore hin war der Kampf am heftigsten, das Ge-

*) Wenn sich ein Türke verheirathen will, sucht ihm seine Mutter oder eine Anverwandte eine Frau aus. Er selbst sieht seine Frau zum ersten Male unverheiratet nach der Hochzeit. Beim Eintritt in die Gemächer des Harems reißt sich die Auserwählte den Schleier herunter, worauf ihr der Mann seine Hochzeitgeschenke überreicht und ihr dann den ersten Kuß gibt. Die türkischen Mädchen kommen vor der Verheirathung außer ihrem Vater mit keinem Manne in Berührung. Sogar vor ihren erwachsenen Brüdern dürfen sie nur verhüllt erscheinen.

seht am heißesten. Der, 100,000 Mann starke, rechte Flügel der türkischen Armee zog sich von der Propontis bis jenseits des Romanusthores hin. Hier commandirte Sultan Mahomed II. in eigener Person und ihm gegenüber auf dem Walle Kaiser Konstantin und der Genuese Justiniani. Die Gräben und die Breschen waren mit Leichen von Erschlagenen ausgefüllt, über welche die Nachstürmenden emporsteigerten.

Bei Basilik liegen allein 6000 hier gefallene Türken begraben. Zur Erinnerung an sie sammeln an dieser Stätte mit Erlaubniß der Regierung während der drei Festtage türkische Soldaten milde Gaben, die zur Unterstützung von Invaliden der regulären Armee bestimmt sind. Kein Türke ging an ihnen vorüber, ohne eine Münze, oft sogar ein Goldstückchen, auf die Teller zu werfen.

Die dem Untergange sich zuneigende Sonne mahnte uns zum Aufbruch.

Wir verließen unser einsames, liebliches Plätzchen und kehrten auf den Festplatz zurück, um unsere Pferde aufzusuchen. Dort war inzwischen der Lärm noch größer geworden. Es machte sich bereits der Einfluß des nächtlichen Gottes bemerkbar. Rauchende Griechen und Armenier tanzten in wilder Lust auf den Gräben der Thränen, die zahlreich verteilte griechische demi-monde schaute ihnen zu, sich in lasciven Scherzen ergönd; da und dort lagen auf den Denkmälern der Todten Trunkene wie todt, und die Cawaffen waren beschäftigt, rauchende Griechen, welche Messerstücke austheilten, zu trennen und Verhaftungen vorzunehmen.

Die Wagen mit den vornehmen türkischen und armenischen Frauen hatten sich bereits entfernt. Auch die Türken schickten sich an, den Festplatz zu verlassen.

(Schluß folgt.)

Franz Xaver Schnyder v. Wartensee.

(Fortsetzung.)

Zunächst dachte Schnyder an sein liebes Wien; die Aussichten aber, die ihm von seinen dortigen Freunden gemacht wurden, waren ihm, dem Verheiratheten, zu unsicher. Da wurde ihm durch Niederer's warme Vermittlung eine lockende Aussicht in Frankfurt a. M. eröffnet. Niederer schrieb an Engelmann, den Vorsteher eines blühenden Mädchen-Instituts in dieser Stadt, mit dem er früher in Ifferten bekannt und befreundet worden war, und empfahl ihm dringend den jungen Musiker. Engelmann genoß das unbedingte Vertrauen der angesehensten Familien und in seiner Anstalt wurden ihre Töchter und die reicher Auswärtigen erzogen, ganz im Sinne Pestalozzi's, so daß es in einem eilenden Bericht über sein Institut in dem „Morgenblatt“ heißt: „So wie Pestalozzi sagte, ich will mich der Armen erbarmen, so sagte Engelmann zu den Reichen.“ Masbald forderte Engelmann den Empfohlenen auf, zu kommen; er wolle ihm mehrere Zöglinge zum Unterrichte geben, und das Weitere werde sich finden. Ob aber auch ein ausgezeichnetes Orchester in Frankfurt wäre, das hätte der besonnene Künstler gerne gewußt, ehe er zusagte. Ein glücklicher Zufall, der gerade in diesen Tagen einen angesehenen Frankfurter, Herrn de Bary, zum Besuch seiner Söhne nach Ifferten führte, gab die besagte Entscheidung.

In wenigen Wochen war das junge Paar wieder in Luzern; die Frau, die ihrer noch nicht hergestellten Gesundheit wegen, die Mühen einer Reise und die Sorgen einer neuen Hauseinrichtung nicht übernehmen konnte, richtete sich bei der Mutter ein; Schnyder aber rüstete sich mit großer, für unsere Zeit unbegreiflichen Umständlichkeit zu der gewaltigen Reise. Den Versuchen, ihn im Lande

zu halten, widerstand er; weder die Luzerner, noch der berühmte General Saharpe, den er kurz vor seiner Abreise von Ifferten persönlich in Lausanne kennen gelernt hatte, konnten seinen Entschluß ändern, und auch die Versuchungen unterwegs, namentlich in Freiburg, wo Frau v. Rüdener ihn an sich fesseln wollte, machten ihn nicht irre. Nach einer erquickenden Zuhreise von Luzern nach Zürich, die ihm auf dem Rückweg Friedrich Rüdert zuführte, verließ er mit dem jüngeren Bruder seiner Frau, den er von Ifferten mitnahm, um ihn dem Frankfurter Gymnasium zu übergeben, seine Vaterstadt und begrüßte nach einer nicht akkuraten Reise, bei der er in den Aufenthaltstädten interessante Bekanntschaften machte, wenige Tage vor der glänzenden Feier des 18. October 1817 mit freudigster Hoffnung die Stadt, in der er, als seiner zweiten Heimath, aus dem Schulmeister, wie er selbst sagte, ein Künstler werden sollte.

Schnyder's zusammenhängende Dicitate aus seinem Leben reichen nur bis zu seinem Eintritt in die freie Stadt Frankfurt; die Ereignisse des Sommers 1866 unterbrachen die gemeinsame Thätigkeit in dem friedlichen Hause und er ließ sich nicht bewegen, den Faden in der Weise wieder aufzunehmen. Doch erzählte er, als der Sturm vorüber war und sein Interesse an der Politik überhaupt erlosch, der Gattin, die ihm nicht von der Seite wich, gelegentlich gern und ausführlich Einzelheiten aus den späteren Jahren. Sie hat auch diese getreulich niedergeschrieben und geordnet und so manche interessante Episode aus der Zeit bis 1836 erhalten. Außerdem hat er selbst im sechzigsten Jahre begonnen, ein Tagebuch zu führen, so daß sein Lebensbeschreiber in diesen Quellen, in den Briefen und den musikalischen und poetischen Werken des Stoffes genug findet zu einem vollständigen neuen Lebensbilde, das den Freunden diesseits und jenseits des Oceans eine willkommene Gabe der Erinnerung sein wird.

Beinahe hätte Schnyder gleich beim Eintritt in Frankfurt seinen Plan geändert. Im Weidenhof, in welchem er abstieg, wurde an dem Abend eine musikalische Aufführung abgehalten, zu der er sich auch ohne Karte Eingang zu verschaffen wußte. Das Orchester, auf das er sein Hauptaugenmerk gerichtet hatte, fand er ungenügend; aber sein neuer Freund de Bary bemerkte ihm, das sei nicht das Theaterorchester; er beruhigte sich und hatte es nicht zu bereuen.

In kurzer Zeit wurde er in Frankfurts musikalischen und gesellschaftlichen Kreisen bekannt und konnte sich einer geordneten, einträglichen Berufsthätigkeit hingeben. Seine gewichtigen Empfehlungen an Dr. Engelmann, Geh. Rath v. Willemer, Staatsrath v. Belhmann, den Kunsthändler Wenner und andere bedeutende Persönlichkeiten, die in Frankfurt heimisch waren oder, wie Bürgermeister Smidt und Minister von Wangenheim, in diplomatischen Geschäften hier verweilten, wie nicht minder sein vielgebendes Umgangstalent führten ihm viele Freunde und Gönner zu; bei Künstlern und Gelehrten wurde er als würdiger Genosse heimisch und in der Gesellschaft war er gern gesehen. Schelble, Spohr zählten zu seinem täglichen Umgang; an den musikalischen Bestrebungen der Stadt, die in jenen beiden außerordentlichen Männern ihren Mittelpunkt fanden (1818 wurde der Säckler-Verein gegründet; die Museums-Abende waren in kleinerem Maßstabe schon im Gang), nahm er den regsten Antheil. Da er mit großer Fertigkeit das Clavier, die Orgel, die Bratsche spielte und überall gern mitwirkte, wurde er vielfach zu Concerten gezogen; auch das Theater regte seine Theilnahme an und er spielte gleich in dem folgenden Jahre bei den ersten Aufführungen des Spohr'schen „Faust“, in welchem Schelble die Titelrolle unvergleichlich sang, in der Kirchenscene die Orgel. Eine eigenthümliche, sein tiefes Gemüthsleben bezeichnende Liebe

führte ihn zu der damals Aufsehen erregenden Glasharmonika; er wußte sie ausgezeichnet wirksam und ergreifend zu spielen und erfreute in Concerten öfter durch den Vortrag eigener Compositionen oder geeigneter Lieder auf derselben. Seine Lieder-Compositionen fanden viel Beifall und Schelble sang einige besonders gern.

„In flüsterer Sommernacht“, heißt es in den Aufzeichnungen seiner Frau, „zwischen 11 und 12 Uhr ging Schnyder an der Leonhardskirche vorüber. Er war nicht wenig erstaunt, zu dieser Stunde sein Lied von Kobalis: „weinen muß ich, immer weinen ich.“ in der Kirche singen zu hören. Er blieb an der geschlossenen Thüre stehen und lauschte andächtig dem unvergleichlich schönen, künstlerischen Vortrag seiner Composition. O, dachte er, das ist Schelble, der herrliche Sänger, das kann Niemand anders sein, als Schelble. Als Alles verklungen war, entfernte sich Schnyder. Er war nicht so abergläubisch, um den Hergang für eine Vision zu halten, die ihm seinen Tod anzeige. Am andern Morgen traf er Schelble auf der Zeil an. Lächelnd sagte dieser: „Sie können schwerlich errathen, an welchem Ort ich gestern Nacht Ihr schönes Lied: weinen muß ich u. gesungen habe.“ „Das war in der Leonhardskirche.“ „So? hat Ihnen Wenner das schon mitgetheilt?“ „Nein, ich ging zufällig an der Kirche vorbei.“ Schelble erzählte nun, daß in der Abendgesellschaft bei Herrn Wenner dessen Gattin den Wunsch geäußert habe, ihr Lieblingslied in stiller Nacht im Gotteshause singen zu hören. Das kann leicht geschehen, sagte Herr Wenner, ich gehöre zum Kirchenvorstand und meine Druckergehilfen können unser Tafelclavier in die nahe Kirche tragen. Dann gehen wir alle hin und hören das Lied, welches Herr Schelble zu singen die Freundlichkeit haben wird. Gesagt, gethan! Das Clavier wurde hintransportirt, die Gesellschaft folgte nach, und das Schnyder'sche Lied wurde wiederholt gesungen.“

Schnyder ordnete, da die Anfragen um Unterricht sich häuften, seine Zeit in der Weise, daß er von 7 bis 1 Uhr und von 2 bis 4 Uhr regelmäßig Unterricht ertheilte in Gesang, Clavierpiel, Theorie, den ganzen Abend aber sich frei hielt, und da er stets haus-hälterisch mit der Zeit war, auch seiner starken Natur viel zumuthen konnte, blieb ihm nicht nur für die Composition und mancherlei wissenschaftliche Beschäftigung, sondern auch für den Spaziergang, die gesellige Unterhaltung und den Theater- und Concertbesuch immer reichliche Mäße. Die Mitternacht konnte ihn, ausnahmsweise, noch im lebhaften Gespräch finden und schon der frühe Morgen sah ihn wieder in ernster Thätigkeit. Sein Lehrkreis umfaßte Anfangs die Institute von Engelmann und Frau Bunsen und die Häuser, in denen er empfohlen war, dehnte sich aber besonders in der Theorie bald auch auf junge Talente aus, die ihn auch von auswärts, namentlich aus England und Amerika, suchten, und um seines Unterrichtes willen Jahre lang verweilten. An Allen befiel er bis in die späteste Zeit das lebhafteste Interesse.

Die musikalischen Vereine zählten ihn zu den aufmerksamsten und wohlwollendsten Besuchern und sie schätzten seine Aufmunterung und sein Urtheil, indem sie ihm die Ehrenmitgliedschaft ertheilten. Besonders war es der unter Schelble ausblühende Cacilienverein, in dem er unzählige genussreiche Stunden verlebte; später wandte er seine Theilnahme mehr dem unter seiner lebhaften Mitwirkung gegründeten Mithrasischen Verein zu. Auch an den Museums-Concerten, wie sie sich nach langem Kränkeln des ursprünglichen Instituts seit etwa dreißig Jahren gestaltet haben, war er eifriger Theilnehmer und mehrere seiner Compositionen, namentlich die erste Symphonie A-dur, wurden in denselben mit Beifall gehört. Ebenso schenkte er dem Instrumentalverein seine Aufmerksamkeit. Der Viederkrantz aber fand in ihm von seinem Entstehen an (1828) eine wesentliche Stütze und der Festauschuss desselben bewies ihm sein hohes Vertrauen dadurch, daß er ihn, auf Anregung Wilhelm Speyers, zum Präsidenten des im Jahre 1838 unternommenen

ersten deutschen Sängerkongresses ernannte. Seiner besonnenen, unermüdblichen Thätigkeit verdankt das herrliche Fest einen wesentlichen Theil seines Gelingens und auch die aus dem Feste als gesunde Frucht hervordringende Mozartsiftung, das Werk seines Freundes Speyer, hat ihre Gestalt durch seine eifrige Mitwirkung beim Entwurf der Statuten erhalten. Eine seiner reichsten und in der Form vollendetsten Compositionen, die den umfangreichsten Chorcompositionen für Männerstimmen Bahn brach, die Cantate „Zeit und Ewigkeit“, deren Text er nach Oden seines Lieblingsdichters Alopstod selbst zusammenstellte, bildete mit Spohr's Psalm von Alopstod das Programm des Kirchenconcertes am ersten Tage.

Das Sängerkongress gab den Anstoß zur Stiftung zahlreicher Sängervereine in der Stadt und weithin in der Umgegend; als erstere sich vor wenig Jahren in den Bund der vereinigten Männergesangsvereine zusammenschlossen, war es eine erste Pflicht des Bundes, den Altvater Schnyder zum Ehrenmitgliede zu ernennen. Schnyder konnte bei der Anordnung jenes Festes um so hilfsreicher sein, da er die Sängerkongresse in seinem Vaterlande wohl kannte und, so oft es ihm möglich war, selbst besuchte. blieb doch sein Herz und Gedanke stets dem theuern Vaterlande zugewandt, und wie er an dessen politischen Kämpfen und Umwandlungen lebhaftesten Antheil nahm, so wirkte er auch aus der Ferne und bei öfteren längeren Aufenthalten daselbst, wie vor Allem von 1844–49, mit begeisterter Hingabe für die neue reichere Entfaltung des musikalischen Lebens bei den schweizerischen Musikfesten sowohl, wie bei den cantonalen und allgemeinen Sängerkongressen daselbst, bei welchen letzteren er öfter als Präsident des Schiedsgerichtes das entscheidende Wort durch sein gewichtiges Urtheil herbeiführte. Ueberall in der Schweiz war er daher bei den Freigesinnten hochgeachtet und bei den Musikalischen mit und ohne höhere Bildung geehrt und gefeiert und seine eigne Herzensverbindung mit der Vaterstadt beförderte sich jederzeit in Rede, Schrift und werthvollen Schenkungen an die Bibliothek in Luzern. Die allgemeine Klage um seinen Hinschied wird Zeugniß davon ablegen, daß die Schweiz in ihm einen ihrer edelsten und begabtesten Söhne erkannte und ehrte.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Moralische Zwangsmittel.) Vom Achensee wird uns geschrieben: In Pertisau besitzt das Benedictinerstift Fiecht ein Gasthaus, welches das Fürstenhaus genannt wird. Die liebliche Lage des Hauses, dicht an den Ufern des Sees, lockt so manchen Fremden aus Nah und Fern herbei, und man verweilt gern einige Tage dort. Uia aber für sein Geld geduldet zu werden, muß man sich hübsch der Hausordnung fügen, und namentlich der Köchin, welche zugleich Wirthschafterin ist, zu Gesicht stehen, sonst läuft man Gefahr, ausgewiesen zu werden, wie ein Beispiel neuester Zeit beweist. Die Frau eines Wiener Fabrikanten war vor einigen Tagen hier und traf sechs Herren aus Wien, Bekannte der Familie. Die Dame ließ sich einigemal beifallen, mit den Freunden ihres Mannes spazieren zu gehen. Dieses Benehmen fand die Köchin unanständig und unsittlich, kündete der Dame die Wohnung und schrieb gleichzeitig dem abwesenden Abt nach Fiecht. Dieser eilte allsogleich selbst nach Pertisau und kündete der Dame schriftlich die Wohnung mit dem Beisatze, daß er sie nöthigenfalls moralisch zur Abreise zwingen werde. Die übrige Gesellschaft, von diesem Vorgange empört, stellte den Herrn Abt zur Rede und forderte ihn, sowie die Köchin auf, zu erklären, was sie an der Dame Unanständiges oder Unsittliches bemerkt haben; Beide jedoch wußten keine

Thatsachen anzugeben. Schon hatte sich ein ebenfalls fremder Gast, ein Hofrath aus Wien, der Dame angenommen und wollte gegen den Abt eine Ehrenbeleidigungs-Klage beim Gerichte Schwarz einbringen, als sich endlich der Abt bewogen fand, seine Kündigung zurückzuziehen. Auf die weitere Frage, wie er denn den moralischen Zwang durchführen wolle, erklärte der Herr Abt, er werde ihr die Wohnung am ersten Tage mit 5 fl., am zweiten mit 10 fl., am dritten mit 20 fl. und so fort berechnen. Also das nennt Herr Abt Birmin von Fiecht maralisch zwingen!

(Auch ein Trinklied.) Auf der in Düsseldorf gegenwärtig tagenden Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure wurde beim Festessen u. A. nachstehendes sinnige Trinklied (nach der Melodie des allbekannten „Grad aus dem Wirthshaus z.“ vom Kultusminister v. Mähler) gesungen:

Mädchen, vor Einem Wort hüte Dich sehr:
Daß ich nicht trinken soll, sage nicht mehr.
Blicke doch rings um Dich in der Natur,
Funkelnden Sonnenstrahl bietet die Flur!
Brunnen und Quellen trinkt durstig die Au,
Und in dem Blumentelch blinket der Thau.
Trinken die Lüfte nicht würzigen Duft?
Schau, und der Falter trinkt wieder die Luft.
Fliegen die Bienen doch durstig ins Feld,
Und um die Sonne schwebt trinken die Welt.
Ja, selbst die Sonne trinkt kühlende Fluth,
Wenn sie im Meeresgrund rastet und ruht.
Mädchen, drum sag' mir nicht: „Trinke nicht mehr!“
Trinkt doch die ganze Welt rings um mich her.
Reiche den Becher mir, schenke mir ein,
Bin ja auf Erden sonst nüchtern allein!

(Eine Gräueltthat.) Rufus Ludwig, dem Namen nach ein Deutscher, ward im vorigen Monate zu Salisbury in Nord-Carolina wegen Ermordung seiner Frau hingerichtet. Ueber die Umstände, unter welchen das Verbrechen, wegen dessen er den Tod erlitt, verübt wurde, finden wir in einem amerikanischen Blatte folgenden Bericht: „Ludwig nahm seine Frau nach der Hochzeit in das Haus seiner Mutter. Diese erklärte nach wenigen Tagen, daß sie ihre neue Schwiegertochter nicht ausstehen könne und daß er sie umbringen müsse. Er weigerte sich Anfangs, aber seine Mutter und seine Schwester Jane bestanden darauf, daß sie sterben müsse. Er nahm sie dann mit sich zum Fischen an den Fluß, nicht weit vom Hause, und als sie nichts ahnend am Ufer saß, schoß er sie von hinten durch den Kopf. Sie fiel in den Fluß. Er wählte sie todt, kehrte nach Hause zurück und erzählte seiner Mutter, was er gethan. Der Unmensche meinte, es wäre besser, er sähe nochmals nach, ob sie auch wirklich todt sei, und schaffte dann die Leiche zur Seite. Alle Drei gingen dann an den Platz und fanden, daß die arme Frau sich wieder aus dem Wasser geschleppt hatte, unter einem Baume saß und schmerzlich jammerte. Der Mann und die Mutter blieben in einiger Entfernung stehen und sandten die Schwester hin, der Armen mit einem Fleischmesser, das sie mitgebracht, den Hals abzuschneiden. Die Schwester sprang hin und machte einen Schnitt in den Hals der jungen Frau, dieselbe wehrte jedoch mit den Armen ab und erhielt eine tiefe Schnittwunde in einen derselben. Jetzt kam die alte Hege und der Kerl zu Hilfe und hielten der Unglücklichen die Hände, bis die Schwester den Hals derselben durchschnitten. Die Leiche ward dann in den Fluß geworfen, wo man sie einige Tage später fand. Die That ward kund und der Schurke Ludwig zum Tode verurtheilt. Er nahm ein schreckliches Ende. Zuerst weigerte er sich, den Wagen zu verlassen und das Schaffot zu besteigen, und ward hinauf geschleppt. Dann sprang er auf die entgegengesetzte Seite hinunter, ward aber wieder ergriffen und hinauf geschleppt. Ein furchtbarer Kampf entspann sich zwischen ihm und dem Sherifspersonal. End-

lich gelang es, ihm die Schlinge um den Hals zu legen und die Kehle zuzuschneiden. Der Sherif ließ dann eine Stütze der Fallthür fort und das Schenkel schwebte zwischen Himmel und Erde. Da der Fall ihm nicht das Genick brach, so starb er den Tod des Strangulirens.“

(Ein Beefsteak in der Sonne gebraten.) Die „Scientific Review“ schreibt, daß es am 22. Juli d. J. an der Südseite der Westminsterbrücke in London möglich war, ein Beefsteak der Hitze der Sonnenstrahlen zu rösten. Der dazu verwendete Apparat war von äußerst einfacher Beschaffenheit; er bestand in einer leeren Cigarrentiste, deren innere Seite schwarz angestrichen, und deren Oeffnung durch 3 Zoll lange Glasscheiben verschlossen war. Im Verlaufe von 20 Minuten war das Beefsteak auf beiden Seiten vollständig durchgebraten, und gleichzeitig auch einige Kartoffeln um dasselbe herum geröstet worden.

Literatur-Notizen.

Alexander Daguet, *Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft*, von den ältesten Zeiten bis 1866. Autorisirte deutsche Ausgabe nach der Neubearbeitung sechsten Auflage, mit Nachtrag. (Aarau, Sauerländer.) Eine ordentliche philosophisch abgefaßte Universal-Geschichte der Schweiz existirt noch nicht: auch Johannes von Müller hat sie nicht geschrieben. Herr Daguet, der Verfasser des vorliegenden Werkes, hat sie gewiß nicht geschrieben. Aber was er geleistet hat, ist doch anzuerkennen; es ist ein brauchbares Compendium. „Unbefangen“, wie der Verfasser selbst seine Arbeit in der Vorrede rühmt, wollen wir auch noch zugeben. Aber warum es in's „Deutsche“ übersezt worden ist, sehen wir nicht recht ein; in der französischen Literatur hätte es allensfalls noch eine Stelle einnehmen können. Die ganze Schweizer Geschichte ist doch nur ein Appendix der deutschen und der französischen. Die culturhistorischen Abschnitte sind recht gründlich; namentlich alles, was die Reformation angeht. Auch hat der Verfasser einen, freilich sehr dürftigen und etwas ängstlichen, Versuch gemacht, die „Arzeit“ der Schweiz statt aus der Bibel aus den Pfahnbauten zc. aufzustellen. Wenn in irgend einem Lande, so kann doch sicher nach diesem Gesichtspunct in der Schweiz und namentlich in dem vorrömischen Helvetien mit einer gewissen Klarheit und Uebersicht schon heute geschichtlich gesondert werden.

„G. A. Bürger und Elise Hahn“, ein Ehe-, Kunst- und Literaturleben, von F. W. Schelling (Leipzig, Wartig). Der Verfasser ergänzt und berichtigt durch diese ausführlichere und größtentheils urkundliche Darstellung sein eigenes Urtheil über das unglückliche Paar, das er früher in seiner Geschichte der komischen Literatur aussprach. Ja, unglücklich waren beide Gatten und ihre Ehe, aber keineswegs durch die ausschließliche Schuld der begabten Frau, die wir älteren Bewohner Frankfurts noch in ihrem letzten und traurigsten Lebenszeitraum kannten. Aber auch wir konnten ihr eigentliches Wesen und Leben nicht so nahe kennen lernen, wie dieß jetzt durch Schellings mittheilsvolle und durch viele Briefe, Gedichte u. s. w. begründete Schilderung geschieht.

„Gustav Wasa“, historischer Roman von L. Gräfin von Robiano. 2 Bände. (Zena, Costenoble). Die Verfasserin hat einen äußerst interessanten Stoff gewählt: die mit der Geschichte seines Volkes verschmolzene eines Königs, dessen Tugenden seine Schwächen weit überragen, und der noch jetzt dem Schwedischen Volke als Held und als Begründer seiner Freiheit und Bildung gilt, obgleich es noch bei unserem Gedenken den letzten Herrscher aus seinem Geschlechte entthronte. Allerdings ist in diesem Buche überall die zarte Frauenhand sichtbar, welche die Lücken der Chronik mit Romantik füllt und weichere Farben anwendet, als ein männlicher Schilderer rauher Zeiten thun würde. Aber wenn wir deßhalb auch ihr Werk nicht als ein ganz zuverlässiges Zeitgemälde preisen, stellen wir es doch unbedenklich in die Reihe der zugleich anziehenden und belehrenden Literaturerscheinungen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 5. September. Aus der Gesellschaft, Schauspiel in 4 Acten von Bauernfeld.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 232.)

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

N 248.

Sonntag, den 6. September

1868.

Rückerinnerungen aus dem Orient.

Von Dr. Ludwig Herrmann.

(Schluß.)

Nachdem wir unsere Pferde gefunden, traten wir den Heimweg an. Wir wählten jetzt den kürzeren Weg durch Konstantinopel. Durch das Thor von Adrianopel ritten wir in die Stadt hinein und zogen uns dann eine Strecke längs der inneren Festungsmauer hin.

Hier kamen wir durch ein Zigeunerdorf, dessen elende Hütten an die morschen Festungsmauern angelehnt waren. Vor den Hütten brannten Kohlenfeuer, an welchen rußige Zigeuner Hufeisen schmiedeten und Kessel flüchten. Um sie herum spielten im Sande ganz nackte schmutzige Kinder.

Bald waren wir von braungelben Zigeunermädchen mit loth-schwarzen, seidenglänzenden Haaren und schwarzen, glühenden Augen umringt, welche unsere Pferde anhielten und einen Vassisch (Geschenk) verlangten, wofür sie uns wahrsagen wollten. Um sie los zu werden, warfen wir ihnen einen Pfaster hin und ritten weiter.

Diese Zigeuner sind angeblich Mohammedaner, besuchen aber die Moscheen selten. Sie verkehren außer ihrem Geschäfte mit den Türken und Christen wenig und sprechen unter sich die Zigeunersprache, die bekanntlich hindostanischen Ursprungs ist. Ein Pariser weilt täglich mehrere Stunden in dem Dorfe, um ihre Sprache zu studiren.

Dann kamen wir nach Tefkur Serai, der Ruine des von Konstantin dem Großen erbauten und von seinen Nachfolgern erweiterten Palastes Hebdomon, so genannt, weil er auf dem siebenten Hügel der Stadt liegt. Wir machten einen kleinen Halt und besahen uns die Ruine. Es sind noch die Mauern von 3 Stockwerken vorhanden. Die Furchen sind von römischen Säulen getragen. Ueber dem Eingange stehen die griechischen Buchstaben Π und χ (Polychronos, der Glückwunsch vieler Jahre, der Ruf: „vive domine imperator in multos annos!“; womit die Kaiser bei ihrem öffentlichen Erscheinen vom Heere und Volke begrüßt wurden.) An einem Marmorgesimse erblickt man einige noch gut erhaltene Löwenköpfe. Auf der Rückseite des zweiten Stockes befindet sich ein vorspringender steinerner Erker, von dem man eine herrliche Aussicht auf die Stadt hat. In dem an ihn anstoßenden Saale stand früher der Kaiserthron. Im Innern der moderigen Ruinen hatten Juden ihre Hütten aufgeschlagen. Vor den Thüren saßen einige bleiche Frauen mit ausdrucksvollen Gesichtern und viele schmutzige, zerlumpte Kinder. Alle hatten geröthete Augenlider, wahrscheinlich von dem fortwährenden Aufenthalte in der dicken, feuchten Luft. Die Männer waren in der Stadt auf Schacher. Die Juden Konstantinopels sind meistens Karaiten. Von den Türken geduldet,

von den Armeniern verachtet, vor den Griechen und katholischen Levantiniern bei jeder Gelegenheit schmächtig mißhandelt, schleppt dieß unglückliche Volk sein freudenloses Dasein in Schmutz und Elend hin.

Von Tefkur Serai wendeten wir uns links abwärts und erreichten wieder Hainan Serai, wo wir unsere Pferde zurückließen und in einer Gondel über den Meerbusen des goldenen Hornes nach der türkischen Vorstadt Kassim Baschi fuhren.

Am jenseitigen Ufer angekommen, forderte der Kasidschi (Gondolier*), ein Grieche, das Vierfache der gesetzlichen Taxe. Entrüstet sprang Osman Essendi auf ihn zu, ergriff ihn bei der Jacke und rief:

„Ne bok jedin Pesowenk? (Was für Roth hast Du gegessen, gemeine Seele?) Du hältst uns Beide wahrscheinlich für Narren und glaubst uns deßhalb betrügen zu können? Marsch, auf die Wache!“

Da fiel ihm der Grieche zu Füßen, flehte und jammerte so erbärmlich, daß ich Mitleid mit ihm bekam und Osman Essendi hat ihn loszulassen.

„Deinetwegen will ich ihn laufen lassen“, antwortete er mir, „aber Du thust Unrecht. Ein anderes Mal wird der Kerl wieder denselben Betrug versuchen. Diese Menschen kann man nur durch die erlittene Strafe vom Zurückfallen in denselben Fehler abschrecken.“

Osman Essendi war kein Fanatiker, er haßte nicht die Armenier und Griechen wegen ihres Glaubens, aber er verachtete sie wegen ihrer niedrigen Gesinnung, wegen ihrer Kriecherei, Falschheit und Unredlichkeit.

Wir stiegen nun die Anhöhen von Kassim Baschi hinauf, wo sich uns abermals eine prachtvolle Aussicht darbot. Zu unseren Füßen lag das Arsenal, die Schiffswerfte und der Hafen mit seinem Mastenwalde, am jenseitigen Ufer Stambul, von dem scheinenden Richte der Sonne in vergoldeten Purpur getaucht; zu unserer Rechten auf den Höhen von Chassköi der große baumlose Judenkirchhof, welcher mit seinen vielen Steinblöcken aus der Ferne einer versteinerten Stadt glich; zu unserer Linken und hinter uns die Hügel der christlichen Vorstädte Galata, Pera und St. Di-

*) Das Corps der Kasidschi besteht aus Türken, Griechen, Armeniern und einigen Juden; die Gesamtzahl beläuft sich auf 22,000, die der Gondeln auf 18,000. Die zuverlässigsten und ehrlichsten sind die Türken. Sie überfordern nie, halten sich stets streng an die Taxe. Auch ist es für sie eine Ehrensache, den, welcher sich ihnen anvertraut hat, wohlbehalten an seinen Bestimmungsort zu bringen, und sie gehen im Sturme eher mit ihm unter, als daß sie ohne ihn ankommen. Dagegen sind die Fälle nicht selten, wo Griechen in gefährlichen Stürmen sich durch Schwimmen zu retten suchen und die Passagiere ihrem Schicksale überlassen. Ferner sind Fälle vorgekommen, wo Griechen Fremde austrauten und dann ins Meer warfen.

mitri, über deren zahlreichen Häusern sich stellenweise die Wipfelpyramiden schlanker Cyressen erhoben.

An Demüthsklöstern, alten, von silbersäuligen Riesenplatanen beschatteten Roscheen und zerfallenen Grabdenkmälern, — auch diese Gegend ist den Türken eine heilige, weil hier die Gebeine der in den sieben arabischen Belagerungen gefallenen Araber ruhen —, an rauschenden, durch Schluchten dem Meerbusen des goldenen Hornes zufließenden Bächen, Cyressengruppen und Buschwerk voll Nachtigallengefang, Kaffeebuden und griechischen Tabernen, aus welchen die Klänge jonischer Cythern, Trint- und Liebeslieder erschollen, vorüberziehend, bald auf-, bald abwärts steigend, kamen wir eine gute Stunde nach Sonnenuntergang, sehr ermüdet von unserem langen Ausfluge, wieder in Pera an.

Franz Xaver Schnyder v. Wartensee.

(Schluß.)

In den wissenschaftlichen Vereinen unserer Stadt fehlte aber auch Schnyders Wirksamkeit nicht. Der naturforschenden Gesellschaft und dem physikalischen Verein gehörte er an und wurde Vorstandsmitglied des letzteren, in welcher Stellung er Veranlassung gab zur Errichtung der Normaluhr und an allen Bestrebungen desselben sich eifrigst betheiligte. Die Astronomie war seinem auf das Große, Ewige gerichteten Geist eine ernst-erhebende Gefährtin durch das Leben, und manche glückliche Stunde bereitete ihn der Gebrauch seines trefflichen Teleskops.

Zu Ende der dreißiger Jahre bildete sich der gesellige Verein, der von seinen humoristischen Stiftern „Ganges“ genannt wurde, und in seinen allwöchentlichen Zusammenkünften, „wo die Brahmanen in der heiligen Bluth des Ganges sich erfrischen“ unter dem Vorsitz Brahma's selbst und der Protocollführung Vishnu's mancherlei Ernst und Scherz zu Tage förderte. Künstler und Gelehrte vereinigten sich in demselben, und Auswärtige, welche die Stadt berührten, waren als Besucher hoch willkommen. Schnyder war einer der gewissenhaftesten Bedenken, und in der sehr gelungenen, humoristisch aufgefaßten Bleistiftzeichnung, in welcher ein Künstler-Mitglied sämtliche Genossen in ein Bild gruppiert hat, ragt er, nicht nur als der körperlich Größte, aus den Andern hervor, er, der Dichter des Sonnettenkranzes zu Ehren „der Gletscher-Jungfrau“, der dem Brahma-Amte mit besonderer Würde vorzustehen wußte. Das Gebeiß der Schillerstiftung verfolgte er als Mitglied des hiesigen Vorstandes mit Freude.

So wandelte er fest und freudig, ein immer Strebender und immer Genießender, durch das Leben, Gott, den Allmächtigen, den Ewigen, den Allliebenden, den Herrn der Herrlichkeit mit Ehrfurcht und Entzücken schauend und fühlend in der Natur, die seine vertraute, in ihrer ganzen vollendeten Schönheit erkannte Freundin war durch das ganze Leben, ihn suchend und findend in der Welt des Geistes und mit Begeisterung erfassend in den herrlichsten, reiferen Blüthen derselben, seiner schaffenden Nähe in dem eigenen Busen sich bewußt und seinem wahren Dienste sich weihend und heiligend. Das ewige Gotteshaus, dessen Größe und Herrlichkeit kein Menschengestalt ermessen kann, war seine Kirche, in der er anbetete sein Leben lang mit den Gläubigen aller Zeiten.

Hier fand er auch Trost und Erhebung in den Stürmen die sein Leben nicht verschonten. Hatte ihn die unverschuldete Bedrängniß der äußeren Verhältnisse, die ihn nach Frankfurt brachten, wenig ansprechen können, so griff die zunehmende Kränklichkeit seiner geliebten Karoline um so tiefer in sein Gemüthsleben. Im Jahre 1820 hatte er sie in seine neue Heimath geholt aus dem Kreise

ihrer Familie und fühlte sich überaus glücklich in dem selbstgeschaffenen häuslichen Kreise. Aber bald lehrte dies schleichende Uebel verstärkt wieder und führte nach jahrelangem Siechthum zur endlichen Auflösung im Jahre 1827. Mit ausdauernder Geduld, wie sie nur wahre, Alles überwindende Liebe verleihen kann, pflegte er das Weib seiner Jugend in den furchtbaren Peinigungen der Krankheit, bis sie in seinen Armen den schweren Lauf vollendet hatte. Tief erschüttert von dem Verlust, trug er die Schidung mit männlichem Muth und innigem Goltvertrauen.

Ganz nun seinem Berufe hingegeben, belebte er seine Vereinigung durch den regsten Verkehr mit den Wissenschaften und der Welt. Nicht selten benutzte er einen großen Theil des Sommers zu größeren Reisen und längerem Aufenthalt in seiner Heimath. Und da seine äußeren Verhältnisse sich glänzend gestaltet hatten, ersafte er in den 40er Jahren, angezogen von den Entwicklungskämpfen seines Vaterlandes, den Gedanken, dort wieder seinen dauernden Wohnsitz zu nehmen. Er erbaute sich auf mäßiger Höhe am Luzerner See ein Landhaus und siedelte 1844 dorthin über. Während dieses bis 1849 dauernden Aufenthaltes widmete er sich mit ausharrendem Eifer der Vereidung des musikalischen Lebens und besonders der Hebung des Volksgefangs.

In dieser Zeit fand er auch die Gefährtin seiner späteren Tage, Josephine Jahn von St. Gallen. Als Kind hatte sie den jugendlichen Künstler schon in ihrem väterlichen Hause gesehen, und da sie sich später der Musik widmete und im Clavierpiel eine hohe künstlerische Fertigkeit erlangte und eine sehr geachtete Stellung als Lehrerin einnahm, so waren die Wege geebnet, die sie nun zu inniger Verbindung zusammenführten. Herzliche Liebe und innige Verehrung, vollkommenes gegenseitiges Verständniß, ein harmonisches Zusammenklingen der Seelen, machte die Wanderung durch die beschwerlicheren Strecken des Alters zu einem ununterbrochenen Genuß. Als ihn zunehmende Körperschwäche an das Zimmer fesselte, da verließ auch sie nur selten das Haus; sie waren sich allein genug und in beseligenden Stunden durchwanderten sie, er erzählend, sie niederschreibend, die Zeiten, die längst verschwunden waren.

Sollen wir nun noch versuchen, Wesen und Charakter des Mannes zu schildern? Die Lebensskizze, die wir aus den Erinnerungen eines vieljährigen Umgangs und seinen eignen Aufzeichnungen gegeben haben, überhebt uns vieler Worte. Was er als Musiker gewesen, werden Musiker würdigend darstellen. Er war ein ächter Sohn der Schweiz, ein nachsichernder Genosse Pestalozzi's. Sein derbes, oft schroffes und unbiegsames Wesen ruhte in einem reichen Gemüth und sein durchdringender Verstand wurde geleitet durch eine alle Zweifel besiegende Religiosität. Ein wahrer Freund des Volkes, und insbesondere seines Volkes, arbeitete er für die Befreiung des Volkes, indem er sich überall den Männern zugesellte, die es geistig frei machen wollten durch Bildung.

So lebte er hochgeachtet und glücklich, als einer der Würdigen auf Erden. Und so wurde ihm auch die Gnade, als ein Glücklicher zu scheiden. Das letzte Jahr verlebte er fast ausschließlich zu Bette. Ein Band nach dem andern, das ihn an das Leben fesselte, fiel ab, ohne daß er es beklagte, wie denn überhaupt kaum eine Klage über seine Lippen kam und eine unendliche Geduld sein Scheiden verkündete. Gern entsagte er zuerst dem politischen Treiben der Gegenwart. Dann schied er äußerlich von seiner treuesten Lebensgefährtin, der Musik, da ihm der Sinn versagte. Eines Tages ließ er sich von seinem geliebten Weibe die Partitur von Haydn's Jahreszeiten auf das Bett bringen und las sie mit wahren Hochgenuß von Anfang bis zu Ende, öfter die geweihte Stille unterbrechend durch Ausrufe des Entzückens. Als er geendet hatte und das Werk wegzunehmen bat, sagte er gerührt: „Die Menschen sollen Gott danken, daß er ihnen den Haydn gegeben hat.“

Immer enger wurde sein Kreis; ein Erdenlicht, nach dem an-

deren erlosch; zuletzt standen noch an seinem Lebenshimmel die beiden ewigen Lichter, die Liebe und der Glaube an Gott und die Unsterblichkeit. Und die Liebe pflegte den Scheidenden und erquickte seine Seele mit ihrem Himmelsbalsam, daß sie nicht erlag unter den ermattenden Kämpfen der Trennung. „Wann kommt doch die Ewigkeit?“ sagte er voll verlangender Sehnsucht zur Gattin, „sie ist doch so nahe.“ Wenige Stunden darauf hatte er ausgethmet, still und leicht, wie ein Kind entschlüft.

Am Morgen vor dem Geburtstage Goethe's, der in seiner Seele lebte und wirkte durchs ganze Leben, schlummerte er ein. Am darauf folgenden Sonntagmorgen geleiteten zahlreiche Deputationen der Vereine, Freunde und Verehrer seine Hülle zu ihrer Ruhestätte. Stadtpfarrer Thissen würdigte, nach Vollendung der kirchlichen Weihe, sein erfolgreiches Streben, der Musik ihre Würde zu wahren, als der beredesten, machtvollsten Vermittlerin zwischen dem Ewigen und Irdischen, in geistvollen, tiefergreifenden Worten; Musikdirector Nitsch schilderte als innig vertrauter, dankbarer Freund und Berufsgenosse aus eiguem, vieljährigem Mitgenießen schlicht und wahr und aus dem Herzen sein geistiges und gemüthliches Wesen und musikalisches Wirken; Dr. Bolger, als Obmann des freien deutschen Hochstiftes, umfaßte in lebendiger, poesie- und gedankenreicher Rede den ganzen freisinnigen Menschen, wie er sich freudig freis als thätiges Glied der großen Volks- und Menschenkette fühlte und zeigte, und legte den mit den deutschen Farben gezierter Eichenkranz als Dankeszeichen auf das Grab des Meisters; und ein Schweizer, Herr Dreyfuß, Präsident des hiesigen Schweizervereines, rief ihm als Lebewohl den Ehrengruß seines Volkes nach, daß in ihm einen seiner edelsten Bürger nie vergessen werde, und dankte der Stadt Frankfurt, daß sie ihn als den Ihrigen aufgenommen hatte. Die verbündeten Männergesangsvereine aber, die in ihm den Vorbater der Sängervereine verehrten, weihten die Feier mit ihren Trauerchören. Nur sein eigenes Schlummerlied, die zarteste und reinste Perle seiner Goethe'schen Musikdichtungen, das so unzählige Male in früheren Jahren die Gemüther still entzündet hatte, es ertönte nicht, es goß seinen wunderbaren Frieden nicht über die geschlossene Gruft, über die scheidende Versammlung, über die ernste Gottesflur. Einige Stunden später aber, in der Feierversammlung des Hochstiftes*), wo man der Geburt des Dichterkürsten gedachte, erklang an der Weihestätte das Lied Beider und vereinigte sinnvoll das ehrende Andenken an den einen Geschiedenen mit dem Preis des Andern ewig in seinem Volke Lebenden. „Warte nur, balde ruhest Du auch!“ Wie oft mag der Engelsgruß sein Herz erquickend berührt haben in den letzten Stunden der Sehnsucht!

So ehrte die Stadt Frankfurt den Dahingeshiedenen, der durch seinen vieljährigen wirkungsvollen Aufenthalt in derselben sich das Bürgerrecht im edelsten Sinne des Wortes erworben hat; sein Andenken wird bei Allen, die mit ihm lebten, unvergessen bleiben.

Dr. H. Weismann.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein amerikanisches Duell in Prag.) Man liest in der „Bohemia“ vom 31. August: „Gestern Früh verbreitete sich auf der Altstadt die Nachricht, es habe sich ein k. k. Hauptmann in Folge eines sogenannten amerikanischen Duells erschossen. Wir

sind in der Lage, über diesen tragischen, von eigenthümlichen Neben Umständen begleiteten Vorfall nachstehende Mittheilung zu machen. In der Nacht auf gestern gegen $\frac{3}{4}$ 3 Uhr wurde die Familie des städtischen Bezirkswundarztes Herrn U. durch einen in einem Nebenzimmer ihrer Wohnung (Nr. 557—1, Obstkmarkt) abgefeuerten Schuß erschreckt. Als Herr U. sich schnell erhob, um nachzusehen, was es gebe, begegnete er im Vorzimmer einem fremden Herrn, welcher ihm mittheilte, der k. k. pensionirte Hauptmann Leo von R...ff (der bei Herrn U. ein möblirtes Zimmer bewohnt) habe sich erschossen, worauf sich der Fremde von dem Dienstmädchen über die Treppe leuchten ließ und sich entfernte. Herr U. hatte sich inzwischen in das betreffende Zimmer begeben und fand den Hauptmann v. R. (welcher sonst nur Civilkleider trug) in Uniform auf einem Sessel vor einem Tischchen sitzend, in aufrechter Stellung. In der Stirne hatte derselbe eine schwere Schußwunde, und sogleich nach der erste Untersuchung erkennen ließ, war das Nasenbein zerschmettert, die Kugel durch das linke Auge gedrungen und im Schädel sitzen geblieben. Der Verwundete, ein starker Mann von kaum vierzig Jahren, befand sich bei vollem Bewußtsein. Auf dem Tische lag der Revolver und in der Tischlade eine kleine schwarze Holzkeule nebst einem Blatt Papier, auf welchem, anscheinend von der Hand des Verwundeten, folgende Worte geschrieben waren: „Lieber Freund Jäger! Ich habe die schwarze Kugel gezogen, vernehme, wie ein Pole stirbt.“ — Hauptmann v. R. hat bisher über seinen Gegner oder über die Ursache des Duells keine Angabe gemacht, sondern nur einem Doctor med. gegenüber geäußert, falls er in Folge der Wunde oder einer Operation sterben sollte, sei ihm dies sehr gleichgültig, ein Mensch, der im Leben so viel Unglück erfahren, wie er, könne nicht am Leben hängen. Seine Transportirung ins Militärspital gab er nicht zu und wurde über Verlangen in der Wohnung belassen. Eigenthümlich ist, daß bei dem tragischen Vorfall eine zweite Person unmittelbar gegenwärtig war und die That ruhig geschehen ließ. Die Hausleute machen hierüber folgende Angaben: Hauptmann v. R. war gegen 2 Uhr Nachts mit einem fremden Herrn nach Hause gekommen und Beide seien sehr aufgeregt, polnisch sprechend, ja manchmal schreiend, im Zimmer herumgegangen. Plötzlich sei es gegen halb 3 Uhr ruhiger geworden und bald darauf fiel der Schuß. Unmittelbar nach dem Schuß hörte man längere Zeit an der Thür rütteln und endlich (von Innen) das Thürschloß abreißen, worauf der fremde Herr heraustret. Die Thür war von Innen verschlossen gewesen und der Schlüssel wahrscheinlich zum Fenster hinausgeworfen worden, denn der Verwundete selbst gab Fröhlich an, ein Suchen des Schlüssels sei nutzlos. Bemerkenswerth ist auch weiter, daß Hauptmann v. R. den Abend vor der That seinen Diener mit seinen sämmtlichen Habseligkeiten mittels der Staatsbahn fortgeschickt hat. Von Seite des Platzcommandos wurden die nöthigen Erhebungen über den mysteriösen Vorfall bereits eingeleitet.

(Gaunerstreich.) Nach der „R. Ztg.“ wurde vor einiger Zeit in Madrid ein verwegener Gaunerstreich ausgeführt. In dem Augenblicke, als sich der nach Alicante fahrende Bahnzug in Bewegung setzte, schwingen sich zwei bewaffnete Männer vom Perron aus in den Gepäckwagen und knebeln den Conducut. Ohne Zweifel hatten die Strolche in Erfahrung gebracht, daß sich auf dem Zuge 50,000 Frs. in Gold befanden, deren Besitz ihnen eines kühnen Streiches werth erschien. Allein der in der Nähe des Conducutors sich aufhaltende Schmierer hatte sie bemerkt, hielt es jedoch als Einzelner am gerathensten, fremde Hilfe herbeizuholen. Als nun der Zug aus dem Bahnhofe herausfuhr, sprang er herunter und setzte den Bahnhof-Zuspector von dem Geschehenen schleunigst in Kenntniß. Der Telegraph spielte und bald saß die Nemesis in Form einer benannten Locomotive den Dieben auf den Fersen. Um der Gefangennahme auszuweichen, versuchten dieselben ein

*) Die humoristische Beschreibung des Begegnens und der Rückreise mit Mückert aus den in voriger Nummer erwähnten Aufzeichnungen des Dahingeshiedenen hat das Hochstift, in welchem er sie vorlas, vor längerer Zeit veröffentlicht.

Legtes, indem sie die Casse ins Freie spedirten und derselben nachsprangen. Unterdeß hatte die Locomotive den Zug völlig erreicht der gefnebelte Conductor ward befreit, das Dampfroß braust eiligt zurück und man fand denn auch glücklicher Weise den Raub bis auf 200 Fcs. wieder.

(Das „Buch der Lieder“), gedruckt in diesem Jahr“, worin Graf Bismarck von seinen poetischen Verehrern auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der Lyrik verherrlicht wird, ist um eine Nummer reicher geworden. Die „Halle'sche Zeitung“ enthält folgendes Gedicht:

An den Grafen Bismarck.

Ein Maulwurf grub — wo war es doch?
Nun, bei Baryn, sich jüngst ein Loch,
Gar tief und finster, denn das Licht
Liebt solch ein dunkler Klausner nicht.
Nun braust heran Dein schneller Ritt,
In Klausners Gruft welch schlimmer Tritt!
Hüß Himmel! wie Dein edles Roß
Die fürchterlichste Lerche schoß
Und Du betäubt dahingestreckt,
Mantelfuß „sieben Fuß“ bedeckt.
Doch, Dank dem Himmel! aufgerafft
Hast Du Dich bald in alter Kraft.
Und starke Schmerzen küßt Du nur
In Deines Leib's Muskulatur.

Nun, theure Leser, nehmt die Lehr'
Aus diesem einen Fall daher,
Was man für Weh' und Schmerz kann haben,
Wenn Finsterlinge Löcher graben.

(Eine Anzahl „Blaustrümpfe“) versammelten sich in Chicago am 5. August auf einem Meeting und nach einer halbstündigen Verathung gelangten dieselben zu dem Beschlusse, daß „die Männer ihre Unfähigkeit, zu herrschen und das Regiment zu führen, an den Tag gelegt hätten (!) und daß die Zügel der Regierung den Frauen überlassen werden müßten.“ Eine weibliche Ligue wurde gebildet, und jedes Mitglied mußte den folgenden Eid ablegen: „Wir, das Volk und die Einwohner von Amerika, sind bereit, sich zusammen zu schaaren, und zu unterstützen eine neue und göttliche Regierung von Staat und Kirche — eine vereinigte theokratische und demokratische Regierung — die Männer den Staat und die Frauen die Kirche repräsentirend — die Kirche den Staat controlirend.“ — Die Lige muß sehr groß gewesen sein.

(Aus der Schweiz) wird folgender republikanische Zug einer armen Frau berichtet: Die Königin von England besuchte jüngsthin Goldau. Ihr Gefolge durchspürte den Bergschutt, sie blieb bei einem Fels zurück und zeichnete. Nach einer Weile rief sie einer am Wege stehenden armen Frau, schickte sie nach ihrer Begleitschaft aus und gab ihr dann ein Trinkgeld. Als die Gesellschaft herbeikam, bediente Victoria der Frau, sie könne nun gehen. „Göhd Ihr“, erwiderte diese, „ich bi do deheim.“

(Ein neuer Planet) ist in Amerika am 15. August Abends entdeckt worden; diesmal von Professor Watson in Detroit. Er erschien wie ein Stern zehnter Größe.

Correspondenzen.

Jugenheim (Bergstraße), Ende August.

Die Anziehungskraft, welche unser Ort als idyllischer Landaufenthalt schon seit Jahren auf die Bewohner der Nachbarkräbte an Rhein und Main ausübt, hat sich wohl noch nie so glänzend bewährt, wie in dem nun zu Ende gehenden Sommer. Die beiden Gasthäuser zur „Krone“ und zur „Post“, so wie die eleganten Villen und Privathäuser, die für den Fremdenbesuch eingerichtet sind, waren fast stets gefüllt und an manchem Tage

war kaum ein Unterkommen zu finden. Tragen zu dieser sich von Jahr zu Jahr steigenden Frequenz auch das Wesentliche die herrliche Lage des Ortes, die lieblichen Umgebungen und vor Allem die mit der größten Liberalität dem Publikum geöffneten Anlagen des Heiligenberges (Wohnsitz des Prinzen Alexander von Hessen) bei, so ist doch auch nicht zu verkennen, daß sowohl der Gemeindevorstand wie die Einwohner Jugenheims Alles aufbieten, selbst den verwöhnteren Fremden zufrieden zu stellen. Auch in diesem Sommer ist wieder eine ganze Reihe niedlicher Häuser errichtet worden, die meistens am Eingange des Ortes, zu beiden Seiten der Chaussees auf etwas erhöhtem Terrain liegen und vermöge ihrer freien Lage einen gewiß begnüglichen Aufenthalt bieten werden. Namentlich sind es aber die bekannten vier Villen des Herrn Eppnetter, welche sich der besonderen Gunst des Publikums erfreuen. Am westlichen Abhang des Gebirges gelegen, elegant und solid eingerichtet, bieten sie einen entzückenden Blick nach der Rheinebene, dem Taunus, dem Donnerberg und der Saar, der an der ganzen Bergstraße nicht leicht seines Gleichen findet. Eine der Villen ist eben für die Großfürstin Michael von Rußland gemiethet worden, wie denn überhaupt die Anwesenheit des russischen Kaiserpaars auf dem Schloß des Prinzen Alexander eine große Zahl distinguirter Russen hierher gezogen hat, wodurch die jetzige Spätjaßon zu einer wahrhaft glänzenden erhoben wird. Eine Errungenschaft, welche uns durch den Besuch der russischen Herrscherfamilie geworden ist, nämlich die provisorische Errichtung einer Telegraphenstation, hoffen wir übrigens dauernd zu behalten und wenn es dann noch gelingen sollte, einen der benachbarten Aerzte zu veranlassen, seinen Wohnsitz wenigstens für die Dauer der Saison hier zu nehmen und gleichzeitig für die Errichtung einer Filialapotheke gesorgt würde, so wäre damit das fernere Blühen und Wachsen unseres Ortes wesentlich gefördert. Ohne Opfer werden sich diese Wünsche allerdings nicht realisiren lassen; allein sie entsprechen einem vielfach empfundenen Bedürfnis und bewegen sollte es nicht versäumt werden, sie fortwährend im Auge zu behalten.

Karlsruhe, 4. September.

Im hiesigen Hoftheater kommt am 9. dieses Monats zur Feier des Geburtsfestes des Großherzogs eine neue Oper zur Aufführung. Es ist dies die bacige, erst kürzlich vollendete Oper des aus Sachsen gebürtigen, früher in Straßburg ansässigen und dann nach Paris übergesiedelten Componisten Ludwig Tiebe. Das Werk führt den Titel „Die Braut von Azola“. Es wird gegenwärtig unter der Leitung des Componisten dahier einstudirt.

In Nürnberg geht man mit der Absicht um, Hans Sachs ein ehernes Monument zu setzen. Es ist zu diesem Zwecke ein Comité dort zusammengetreten, das zu Beiträgen auffordert. Die Kosten des Denkmals werden auf 20,000 Gulden veranschlagt.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

E. Keller in Karlsruhe: Tod Philipps II., Königs von Spanien. — Geyse in Weimar: Landschaft. — Friedenreich in Frankfurt: Genrebild. — Antonio Becker in Frankfurt: Fahrt zur Kirchweih. — August Seidel in München: Partie am Chiemsee in Mondbeleuchtung. — Adolf Northen in Düsseldorf: Zigeunerlager. — Nachzügler der großen Armee von 1812. — Patrouille des österreichischen Regiments „König von Preußen“. — Schlafendes Mädchen. — Der Vorsteh-Hund. — (Aquarellgemälde).

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 6. September. Dinorah, oder: Die Wallfahrt nach Nidrmel, romantisch-komische Oper in 3 Acten, nach dem Französischen des M. Carré und J. Barbier von Grünbaum. Musik von Meyerbeer.

(Außer Abonnement.)

Montag, 7. September. Aschenbrödel, Schauspiel in 4 Acten von Noderich Benedig. (Abonnement-Vorstellung Nr. 233.)

Dienstag, 8. September. Der Liebestrank, komische Oper in 2 Acten. Nach dem Italiänischen des Romani von G. Ott. Musik von Donizetti. (Abonnement-Vorstellung Nr. 234.)

Mittwoch, 9. Sept. Robert der Teufel, große Oper in 5 Acten. Text von Scribe und Dalavigne. Musik von Meyerbeer.

(Außer Abonnement.)

Feuilleton.

Xaver Schnyder von Wartensee.

Noch viele unserer Mitbürger werden sich der hohen, imponirenden Gestalt eines Mannes erinnern, welcher nahezu ein halbes Jahrhundert in Frankfurt a. M. verlebte und dieser Stadt somit im eigentlichen Sinne angehörte. Vom kräftigen Mannes- bis zum hohen Greisenalter lebte und wirkte mit kurzer Unterbrechung Schnyder von Wartensee in unseren Mauern und war überall Mitförderer, wo es sich um das geistige Leben und Streben handelte. Wenn wir gerade heute seiner, der durch seine geistigen Fähigkeiten und sein Wirken sich in der Kulturgeschichte eine hervorragende Stellung gesichert, in diesen Blättern gedenken, so thun wir es darum, weil der heute wiederkehrende hundertjährige Geburtsstag des Tonmeisters besonders uns Frankfurt zu solchem Gedächtniß mahnt.

Franciscus Xaverius Iosephus Petrus Schnyder von Wartensee war am 18. April 1786 in Luzern geboren und entstammte einem alten Luzernischen Patriciergeschlechte, ursprünglich von Sursee; das demselben gehörende Schloß Wartensee liegt auf einer Anhöhe an der Südspitze des fischreichen Sempacher Sees dem Städtchen Sempach gegenüber. Jost Schnyder, der Vater, stand um die Zeit der Geburt des Sohnes als Offizier der Schweizertruppen in französischen Diensten auf Corsica. Die Mutter erkrankte sich seiner kräftigen Gesundheit und starb auch frühe, nachdem sie noch zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, das Leben geschenkt hatte, welche indeß auch der Mutter bald in das Grab folgten. Der einzig übrig gebliebene Xaver, welcher noch nicht fünf Jahre alt war, verlebte zuvörderst die nächsten Jahre im Hause seiner Großeltern und wurde dann, sieben Jahre alt, dem Bruder seines Vaters, dem Pfarrer Schnyder in Uffhausen, zur Erziehung übergeben. Dort legte er, unter der anregenden Anleitung des Onkels die festen Fundamente für seine spätere Ausbildung.

Als Ende 1792 die Schweizertruppen aus dem französischen Dienste entlassen wurden, kehrte Schnyder's Vater heim und nahm den Knaben zu sich nach Luzern. Jetzt begann sein Musikunterricht; der Vater, welcher das Klavierpiel eines Mannes nicht würdig erachtete, wählte den Unterricht auf der Geige. Sein erster Lehrer, ein alter lebensmüder Kaplan, sprach dem Knaben jedes musikalische Talent ab. In die

Stelle des alten Kaplans trat später ein Tanzlehrer. Im November 1799 kam Schnyder in das öffentliche Gymnasium; erst als Schüler der vierten Klasse erhielt er von seinem Vater die Erlaubniß, auch Klavierunterricht zu nehmen, welchen ihm dann ein sehr guter Klavierspieler und Komponist, Chorregent Heggli ertheilte und bei welchem er rasche Fortschritte machte.

Im November 1803 trat Schnyder aus dem Gymnasium in die höhere Anstalt, das Lyceum und im Jahre 1805 war seine regelmäßige Schulzeit zu Ende. Der Dienst in der Militärschule war der inneren Selbstständigkeit des Jünglings sehr förderlich und heilsam, namentlich da er, bei der starken Beschäftigung seines Vaters als cantonaler Kriegskommissar und Mitglied des Großen Rathes, sich ganz selbst überlassen blieb. Der junge Schnyder erlernte jetzt das Violoncell und erlangte bald große Fertigkeit darauf. Durch die in jener Zeit gegründete Theater- und Musikliebhaber-Gesellschaft erhielt er Gelegenheit sich tüchtig zu üben, besonders aber förderte ihn ein Streichquartett, welches Kunisch, Louis Spohr's erster Lehrer, leitete. Im Winter 1806 auf 1807 trat Schnyder zum ersten Male in einem Concert öffentlich mit einem Klaviersolo auf. Inzwischen hatte er auch das Flageolet gelernt und begann nun auch den Contrabaß zu studiren, während er durch fleißiges Mitwirken in den Kirchenconcerten Kenntniß des Orchesters bekam.

Im Jahre 1810 erhielt er von seinem Vater die Erlaubniß, den Winter in Zürich zu verbringen, vornehmlich um bei Hans Georg Nägeli ein eingehendes Studium der Musik (Harmonielehre, Behandlung des freien Satzes, Kompositionslehre) vorzunehmen. Der Winter schwand theils in eifrigem Lernen und Ueben, theils im anregenden Umgang mit Nägeli, Anton List, P. L. Kayser (dem Komponisten von Goethe's Singspiel „Scherz, List und Rache“) und Anderen. Schnyder setzte jetzt das Lied „Das Grab ist tief und stille“ von Salis, für vier gemischte Stimmen in Musik, welches auf dem Musikfest in Schaffhausen im Sommer 1811 eine sehr günstige Aufnahme fand und für welches er auch von Karl Maria von Weber beglückwünscht wurde. Kurze Zeit vor seinem Weggange von Zürich lernte er den ihm von Nägeli anempfohlenen tüchtigen Musiklehrer Joseph Gersbach kennen, mit dem er bis zu dessen schon 1880 in Karlsruhe erfolgten Tode auf's Innigste befreundet blieb.

Inzwischen willigte sein Vater ein, daß sich der Sohn ganz der Tonkunst widme. Sein Wunsch zog ihn nach Wien zu Beethoven und im Herbst 1811 verließ er auch dorthin. Wohl fand er Zutritt bei diesem Meister, aber Unterricht

konnte er bei ihm nicht erhalten; doch sah Beethoven ihm seine Arbeiten gerne und sorgfältig durch und sprach seine Urtheile darüber aus. Schnyder's eigentlicher Lehrer der Komposition war der bayerische Musikdirektor Joh. Christian Kienlen, ein Schüler Cherubini's und ein gediegener Musiker mit Vorliebe für Mozart. Als Kienlen als Kapellmeister nach Baden bei Wien berufen wurde, entschloß sich auch Schnyder, ihn zu begleiten, und Anfangs April 1812 geschah die Uebersiedelung. Hier traf ihn ein recht empfindliches Mißgeschick. Während Schnyder am Annatage 1812 Wien besuchte, um dem großen Feuerwerke beizuwohnen, brach ein großer Brand aus, welcher das Städtchen Baden bis auf wenige Häuser in Asche legte. Schnyder's meiste Habe, sein Füllgel, seine Arbeiten und Briefe gingen verloren und mit wenig Gerettetem begab er sich nach Wien und wenige Wochen später in seine Heimath, wo indeß eine liebende Braut seiner harrete.

In den folgenden Jahren, welche Schnyder in Luzern zubrachte, widmete er sich vollständig dem dorigen Musikleben und der Komposition. Es entstanden dort eine Anzahl von Liedern für eine Singstimme mit Klavier, über ein eigenes Thema 17 Variationen für Klavier und Orchester und die Ausarbeitung der ersten drei Sätze einer Symphonie in A-dur für großes Orchester (der letzte Theil kam später hinzu). Die genannten Variationen fanden bei dem sechsten Schweizerischen Musikfeste in Bern im August 1813 glänzende Aufnahme. Schnyder spielte die Klavierpartie selbst. In seiner Selbstbiographie, welche seine zweite Frau nach den Dictaten des 78jährigen Greises niederschrieb und welche 18 gebundene ziemlich umfangreiche Quarthefte umfaßt, obgleich sie nur bis zum Schlusse des Jahres 1835 geht, erzählt Schnyder folgende heitere Episode aus seinem damaligen Aufenthalt in Luzern: „Als er eins!“ — er spricht darin von sich stets in dritter Person — „in größter Sentimentalität am Klavier saß und Matthijson's bekanntes Gedicht „Ich denke dein“ komponirte, klopfte Jemand an die Stubenthüre. Herein! rief Schnyder, durch das geöffnete Thor trat kein Löwe, wohl aber ein Luzerner Standesweibel in Uniform mit dem kolossalen Kantonswappen auf der Brust, in der Hand eine Depesche, die er mit vielen Glückwünschen und Glückwünschen überreichte. Schnyder neugierig, was das billet doux enthalten möge, griff rasch darnach. Es war das Brevet als Hauptmann. Nachdem der Ueberbringer das erwartete und ihm genügende Trinkgeld erhalten hatte, entfernte er sich mit abermaligen zahlreichen Glückwünschen. — Der junge Haupt-

mann schritt zur Fortsetzung seiner musikalischen Aufgabe und komponirte die dritte Strophe: „Ich denke dein mit süßer Pein, mit langem Sehnen und heißen Thränen.“ Da wurde er nochmals gestört. Sein Vater, der als Mitglied der Regierung die Standeserhöhung seines Sohnes schon kannte, trat mit feierlich ernster Miene in die Stube und hielt ungefähr folgende Anrede: „Das Brevet, welches ihn zum Hauptmann ernennet, wird Er empfangen haben. Gehe Er sich bei dieser Veranlassung den Empfindungen hin, daß die Regierung ihm ein ehrenhaftes Vertrauen schenkt, daß dieselbe seine Kenntnisse, die Er in der Militärschule einsammelte und an den Tag legte, würdigte und für den Staat nutzbar machen will. Trachte Er in der Eigenschaft als Offizier Seine Kräfte der Regierung, den Gelehen, der schweizerischen Freiheit zu weihen!“ Während der Sohn still zuzuhören und jedes Wort zu beherzigen schien, tönte in seinem Innern: „O denke mein bis zum Verein auf besserem Sterne! In jeder Ferne denk' ich nur dein!“ Höchlich befriedigt von dem Eindrucke auf den Sohn verließ der Vater das Zimmer, und jener setzte die unterbrochen komponirte Strophe auf das Papier. Das Lied war fertig.“

Am 1. August 1814 wurde Schnyder in der Stiftskirche zu Luzern mit Fräulein Karoline von Hertenslein getraut. Die ersten Jahre der jungen Ehe — sie wurde nur getrübt durch die bereits im Frühjahr 1815 eingetretene Krankheit der Gattin — wurden meist, selbst im Winter, auf dem neu hergerichteten Gute Wartensee zugebracht, wo Schnyder sich mit Komponiren beschäftigte; eine Frucht dieser Thätigkeit war das 1815 erschienene erste Heft seiner meist einstimmigen Gesänge am Klavier. Es trat indeß bald ein Wandel seines Domizils ein. Gelegentlich eines Besuches, den Schnyder in Familienangelegenheiten der Erziehungsanstalt Pestalozzi's zu Yferten, die damals sehr unter der Uneinigkeit der Lehrer litt, abstattete, wurde ihm der Gesangunterricht an der Knabenanstalt, zwei Schulklassen mit je 60 Knaben, und an der Niederer'schen Mädchenanstalt, etwa 50 Mädchen umfassend, angetragen. Schnyder nahm, da auch damals das Gut Wartensee durch Schuld des Vaters aufgegeben werden mußte, den Antrag an. Obgleich der junge Musiklehrer während der nahezu zweijährigen Thätigkeit in Yferten auf sein Wirken mit Befriedigung blicken und sich guter Erfolge rühmen konnte, und obgleich er mit Pestalozzi, Niederer und den anderen Lehrern in freundschaftlichem Verkehr stand, namentlich mit einem der letzteren, Wilhelm Heinrich Ackermann, der am 25. Juni 1789 zu Auerbach im sächsischen Voigtlande geboren, also fast ein Altersgenosse von ihm war, so hielt er

Frankfurter Stg. vom 18. u. 19. IV. 1886.

es doch für besser, nach der Feier von Pestalozzi's 72. Geburtstag, wozu Schnyder eine von einem Lehrer der Anstalt, Prof. Marx, gedichtete Cantate in Musik gesetzt, seine Stellung zu kündigen; konnte ja auch die Feier, welche am 12. Januar 1817 stattfand, die erhoffte Ausgleichung der eingetretenen Zwürnisse zwischen Pestalozzi und Niederer nicht zu Wege bringen. Auch andere Lehrer folgten seinem Beispiele, darunter der vorgenannte Ackermann, welcher später ein schönes Wirken an der Musterhule in Frankfurt am Main fand und mit dem Schnyder eng befreundet blieb, bis Ackermann am 27. März 1848 vom Tode abgerufen wurde.

Selbstverständlich trat jetzt die Frage an Schnyder heran, wo er sich hinwenden sollte. Luzern war ihm zu enge und Wien, woran er zuerst dachte, bot ihm nicht genügend sichere Aussicht. Empfehlungen von Niederer und Pestalozzi wiesen ihn nach Frankfurt, wozu noch die Auskunft eines angesehenen Frankfurters, Herrn de Vary, kam, welcher Zserien besuchte, um seine Söhne zu sehen. Niederer schrieb an Dr. Engelmann, den Vorsteher eines damals blühenden Mädchen-Instituts, und dieser forderte Schnyder auf, nach der Mainstadt zu kommen, wo er ihm vorläufig mehrere Schülerinnen zum Unterrichten zuweisen würde. So entschloß sich denn Schnyder für Frankfurt. Einige Wochen vorher, ehe er abreiste, besuchte Schnyder die Stadt Zürich. Dort lernte er den Dichter Friedrich Rückert kennen und dieser begleitete ihn auf einer Fußreise über den Albis nach Luzern.

Als im Jahre 1864 das Freie Deutsche Hochstift den 75. Geburtstag Friedrich Rückert's feierte, erzählte Schnyder von Wartensee in launiger und sinniger Weise seine erste Begegnung mit Rückert im Jahre 1817 in der Schweiz und seine Rückreise mit demselben, ebenso theilte er ein Gedicht mit, das der greise Dichter als Erwiderung eines Schreibens Schnyder's, worin Letzterer an ihre gemeinsame Besteigung des Rigi und an ihren Abstieg über das, damals (1817) noch in Ermangelung eines gangbaren Weges auf der Seite von Zinnensee erforderliche „Leiterli“ erinnerte, ihm eben überhandt hatte. Dasselbe lautete:

Ueber's Leiterli stiegen zum Vierwaldstätter hinunter
Einst zwei Wanderer, denen die Sonn' hoch über dem Rigi
Auf im vollsten Glanze gestiegen war; und so im Steigen
War ihr eigenes Leben im vollsten Glanze der Jugend,
In der mündlichen Fülle der Hoffnungen, die sich wie goldne
Morgengewölke vor ihnen verbreiteten, alles verheißend,
Was nicht dachte zu halten die Zukunft. Aber nun heute
Da sie sich einer den andern erinnerten, einer dem andern
Fernher reichten die Hände die grüßenden, die in getrennten

Pfaden so lange nicht mehr sich begegneten, heute nun aber
Sind so tief sie hinunter die Lebensleiter gestiegen,
Daß nicht mehr sie hinunter das Leiterli steigen am Rigi,
Noch am Rigi hinauf, um die Sonn' aufgehen zu sehen;
Gehe sie sanft und heiter den ruhenden einsamen unter! —

Nach Luzern zurückgekehrt, traf Schnyder alle Veranstellungen zur Uebersiedelung nach Frankfurt. Seine Gattin, welche von ihrer Krankheit noch nicht völlig wieder hergestellt war und den Mäßen einer langen Reise noch nicht sich unterziehen durfte, nahm Aufenthalt bei ihrer Mutter. So trat denn Schnyder mit einem jüngeren Bruder seiner Frau, welchen er aus Zserien mitgenommen hatte, um ihn nach Frankfurt auf das Gymnasium zu bringen, seine Reise an und gelangte um Mitte October 1817 nach Frankfurt, wo er im damaligen „Weidenhof“ auf der Zeil, der ehemals der Großmutter Goethe's gehört hatte, damals aber Gasthof war, abstieg.

Anfänglich unterrichtete Schnyder nur in den Lehranstalten von Dr. Engelmann und Frau Bunsen; durch die Empfehlungen des Geheimen Rath's v. Willem er, des Staatsrath's v. Bethmann und des Kunsthandlers Weener wurde sein Unterricht immer erweiterter und so war er bald in den Stunden von 8 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags mit Ausnahme der Mittagsstunde vollauf beschäftigt. Auch die Kreise seiner Bekanntschaften erweiterten sich und namentlich war es der damals in Frankfurt lebende Violentkomponist Bernhard Klein, welcher ihm gesellschaftliche Beziehungen verschaffte. Den Mittelpunkt der musikalischen Bestrebungen in Frankfurt bildeten zu jener Zeit J. N. Schelble sowie der Komponist Ludwig Spöhr, welcher in den Jahren 1817 bis 1819 als Opern- und Musikdirektor hier lebte. Schnyder zählte beide Männer zu Freunden. Als am 24. Juli 1818 der Cäcilien-Verein durch Schelble gegründet wurde, nahm Schnyder regen Antheil und verlebte dort glückliche, anregende Stunden, wiewohl er sich später mehr dem Nüßlichen Verein, in dem er vielfach mitwirkte, zuwendete. Bei den 1819 stattgefundenen ersten Aufführungen der Oper „Faust“ von Spöhr, in welcher Schelble die Titelfrolle sang, spielte Schnyder in der Kirchenscene die Orgel. Auch an den damals gerade ihren Anfang nehmenden Concerten der (1808 gegründeten) Museums-Gesellschaft war er eifriger Theilnehmer und mehrere seiner Compositionen, namentlich die erste Symphonie in A-dur, wurden in denselben mit Beifall vorgetragen.

Zu Schnyder's liebsten Lektionen gehörten die in der Familie des Ministers von Wangenheim; ebenso verlebte er glückliche Stunden in dem Hause des Herrn Souhay, in

dem viele Jahre später Felix Mendelssohn-Bartholdy seine schöne Frau, geborne Cäcilie Sophie Charlotte Jeanrenaud, kennen lernte. Der alte Souhay selbst nahm wöchentlich einige Lektionen, um mit Schnyder vierhändig spielen zu können. Ebenso fand Schnyder sich angeheimelt in dem Hause des Bankiers Speyer-Seligmann. In diesen Kreisen verkehrten und spielten gerne Hummel, Spöhr, Paganini, Clara Wieck und andere hier wohnhafte oder durchkommende Künstler.

Schnyder's Thätigkeit im Componiren konnte bei diesen anregenden Beziehungen nicht Noth leiden. Im Jahre 1819 schuf er einige Sonaten für Klavier und ein Concert für Clarinette mit Orchester. Im Jahre 1820 hatte er seine Frau aus Luzern abgeholt und richtete sich jetzt häuslich ein. Im nächsten Jahre, 1821, lernte er Ludwig Uhland kennen, welcher um jene Zeit hierher kam. Ueber diese Begegnung schrieb Schnyder an seinen Freund Nägeli nach Zürich: „Uhland ist so erstaunlich einfach und macht aus sich selbst und seinen Werken so wenig, daß gewiß unter allen Dichtern Deutschlands kaum ein zweiter so zu finden ist. Sein Meißeres verräth auch nicht, was unter der Hülle verborgen steckt.“ Diese Begegnung regte ihn an zur Composition seiner „Uhland'schen Lieder“, welche er dem Dichter widmete. Börne hatte er schon früher kennen gelernt und der Bund der Freundschaft währte bis zu dem in Paris erfolgten Tode des geistvollen Schriftstellers, dessen hundertjährigen Geburtstag seine Vaterstadt in wenigen Wochen durch eine Feier ehren wird. In seinen Aufzeichnungen erzählt Schnyder auch, wie er eines Tags (1821) einer Einladung Schelble's folgte und dort zwei Kinder spielen hörte, welche Hummel's schwierige vierhändige Klavier-Sonate in As-dur meisterhaft vortrugen; es waren — Felix und Fanny Mendelssohn-Bartholdy.

Die nächsten Jahre von Schnyder's Frankfurter Aufenthalt förderten wieder manches Tonwerk von ihm zu Tage. Im Jahre 1825 vollendete er seine Oper „Estella“; die Duvertüre derselben fand im nächsten Jahre in Frankfurt beifällige Aufnahme. Im Jahre 1827 erschienen zum Besten der bedrängten Griechen seine „geistlichen Lieder von Novalis“, welche ebenfalls eine sehr günstige Aufnahme fanden. Ebenso seine neue Symphonie in C-moll. Seit 1821 beschäftigte sich Schnyder auch mit musikalischen Arbeiten, so für die Leipziger „Allgemeine Musikalische Zeitung“, später auch für die Mainzer „Cäcilie“ und für Frankfurter Blätter, wie er denn auch später noch in den Jahren 1856—1858 zu den Mitarbeitern

der von Otto Müller und Theodor Creizenach gegründeten Wochenschrift „Frankfurter Museum“ gehörte.

Im August 1827 trat in dem Lokal der damals noch nicht eingegangenen musikalischen Lehranstalt von J. B. Baldenecker (Friedberggasse bei Herrn Igel im gelben Hirsch) eine Anstalt für Gesangsbildung in's Leben unter Leitung von Schnyder von Wartensee. In dem Programme (Offenbacher Allgemeine Musik-Zeitung von 1827, Nr. 12) bemerkt Schnyder: „Es ist nicht bloß Sache der Mode, es ist inneres Herzensbedürfnis, daß jetzt das Musiktreiben so allgemein geworden ist, und die Pädagogik hat die wichtige Aufgabe, diese himmlische Kunst, besonders die Vokalmusik, immer mehr zur Sache des Volkes zu machen, um dieses durch ihren Einfluß zu bereichern. Das Ziel aller musikalischen Entwicklung in technischer Beziehung ist möglichste Selbstständigkeit. Das Streben eines Lehrers sei, sich seinen Schülern entbehrlich zu machen, und je mehr ihm das bei Einzelnen gelingt, um so unentbehrlicher wird er dem Publikum.“

(Schluß folgt.)

Mus Kunst und Leben.

Frankfurt a. M., 17. April.

= [Aus Wiesbaden], 17. ds., wird uns geschrieben: Das gestrige sechste und Schluß-Symphonie-Concert zum Besten des Wittwen- und Waisen-Unterstützungsfonds der Mitglieder unseres Königl. Theater-Orchesters hatte erfreulicher Weise wieder ein recht zahlreiches Publikum versammelt. Das Programm war interessant gewählt und gelangte durchweg fast tadellos zur Ausführung. Eröffnet wurde die Veranstaltung durch das Königl. Orchester unter Kapellmeister Reih Leitung mit der Symphonie No. 4 (D-moll) von Rob. Schumann, der sich das Spöhr'sche achte Violinconcert von Herrn Concertmeister Witty Heß aus Ihrer Stadt, in bekannter meisterhafter Weise vorgetragen, anreichte. Den Beschluß machte die Musik zu Racine's Trauerspiel „Ithalia“ für Soli, Chor und Orchester von Mendelssohn-Bartholdy mit verbindenden Worten von Eduard Devrient. Die Soli wurden von Fräulein Pfeil und Nachtigall von unserer Königl. Oper, sowie Fräulein Louise Reimer, die für das plötzlich erkrankte Fräulein Nabeck in letzter Stunde einsprang, gesungen. Die Chöre wurden vorgetragen von den Mitgliedern des Königl. Theater-Chors, die verbindenden Worte gesprochen von Hofschauspieler Beck. Das Werk erfreute sich einer sorgfältigen Einstudierung und wurde mit Wärme und Verbe wiedergegeben; so wurde ihm denn auch eine beifällige Aufnahme zu Theil.

= [Aus Mainz], 17. ds., wird uns geschrieben: Die diesjährige Saison unseres Stadttheaters ist gestern mit einer Benefizvorstellung zu Gunsten des Chorpersonals an

Feuilleton.

Xaver Schnyder von Wartensee.

(Schluß.)

Das Jahr 1827 brachte Schnyder einen schweren Verlust. Seine Gattin, welche allerdings von den ersten Jahren der Ehe her immer mehr oder weniger kränkelte, erlag der schleichenden Krankheit; in ihrem siebenundvierzigsten Lebensjahre erlöste sie der Tod von ihren Leiden, sie entschlief am 30. September sanft und ruhig, den Gatten, welcher diese Wendung lange erwarten mußte, tief gebeugt zurücklassend. Dem Vereinsamten blieben in den trüben Stunden Arbeit und Musik die Trösterinnen.

Wie dem Cäcilien-Verein und der Museums-Gesellschaft, so wandte Schnyder auch anderen Vereinen wohlwollendes Interesse zu. So dem 1828 entstandenen „Niedertranze“, dessen Gründern er mit Rath und That zur Seite stand, und ebenso dem Instrumentalverein.

Inzwischen hatte Schnyder auch seine Oper „Fortunatus“, an welcher er zehn Monate, manchmal schwer bedrückt durch die Krankheit seiner Frau, gearbeitet hatte, vollendet. Wie die Oper „Estrella“, so harrete auch die andere wieder der Auf- führung, so daß er sie zuletzt, wenn er darauf zu sprechen kam, Infortunatus benannte. Er setzte es indes durch, daß sie endlich am 2. Oktober 1831 unter der Anzeige: „Fortunatus mit dem Sädel und Wünschelhütlein, Märchen-Oper in 3 Abtheilungen von Döring, Musik von Schnyder von Wartensee“ auf die Frankfurter Bühne kam. Sie hatte einen Achtungserfolg, kam aber nicht auf's Repertoire. Die Frankfurter Blätter ließen ihr viel Lob, aber auch manche Aussetzungen zu Theil werden. So schrieb Chr. Freieisen in den „Zeitbilder“ (Nr. 260) vom 18. Oktober: „Bei vielen Mängeln der Oper werden wir sie im Ganzen doch lobend anerkennen. — Der Componist des Fortunatus stellt sich dar als ein Mann, der theoretisch gar Vieles weiß, um nicht sein Wissen bei der mit Liebe unternommenen Ausarbeitung überall zu sehr zusammenzudrängen. — Schnyder hat unbezweifelst Stoff in sich, den er nur als musikalischer Vielwisser zu sehr dehnt und auspinnt. Man hört es den einzelnen Tonstücken an; es herrscht in ihnen die Mengfälligkeit, in der Ausföhrung nicht zu plan zu werden und aus derselben entspinnt sich dann ein

außergewöhnliche Länge, welche die dramatische Lebendigkeit großen Theils lähmt, sowie auch aus Schnyders Bestreben, ein Tonstück in sich abzurunden, eine allzugroße Breite der Form hervorgeht.“ Der „Didaskalia“ (Nr. 295) entnehmen wir folgende Sätze darüber: „Im Allgemeinen ist die Musik originell, klar, melodisch und sehr oft dramatisch. Zu bemerken sind hie und da veraltete Melodieformen, indessen, in Bezug auf jeweilige Situation, vielleicht nicht ohne Bedacht. Ermüdende Längen zeigen sich namentlich im zweiten Akt und an's Triviale streifende Rhythmen am Schluß des ersten Finales. Schön ist die Instrumentation, interessant und pikant die Föhrung der Mittelstimmen und von großer Wirkung die Behandlung der Blechinstrumente. Daß die Worte gut und schlagend betont sind, muß bekannt werden, weniger Rühmliches läßt sich, namentlich im zweiten und dritten Akt, über die Behandlung der Singstimmen, in Bezug auf Rechenzu- ständigkeit sagen.“

In späteren Jahren machte Schnyder nochmals einen Bühnenversuch mit der dreiaktigen Operette „Heimweh und Heimkehr“ nach der Dichtung von Pfysfer; dieselbe wurde am 9. Mai 1852 im Stadttheater zu Luzern aufgeführt. Auch von ihr wurde gerühmt, daß sie in der Komposition originell, in der Form klassisch abgerundet und in der Instrumentation glänzend sei.

Allgemeinere Verbreitung fanden seine Lieder und kleinere Arbeiten und machten ihn allwärts bekannt. Eine Reise, welche Schnyder 1831 unternahm, führte ihn in Stuttgart mit Gustav Schwab, Kapellmeister Lindpaintner und Anderen zusammen; bei Ersterem lernte er auch Nicolaus Lenau kennen. Nach seiner Rückkehr von dieser Stadt dann in Frankfurt Heinrich Heine. Bei einer anderen Reise im Jahre 1832, die bis nach Prag sich erstreckte, begegnete er nochmals Friedrich Rückert, dem er bald darauf in J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main einen Verleger für „Nal und Damajanti“ verschaffte. Der Verleger schenkte nach dem Druck der Dichtung Schnyder das Rückert'sche Manuscript, welches der Tonmeister der Bürgerbibliothek in Luzern über- gab, wo es auch heute befindet. Auch den erzählenden Schriftsteller Karl Spindler brachte er mit dem Buch- und Kunsthändler Wenner (Verleger der „Zris“) und dem Buch- händler Engel in Heidelberg in Verbindung, wodurch eigent- lich des noch jugendlichen Schriftstellers Laufbahn begründet wurde. Im Jahre 1834 besuchte er die Naturforscher-Zusam- menkunft in Stuttgart — er selbst hatte sich dem Studium der Naturwissenschaft in seinen Mußestunden hingegeben und

war auch Vorstandsmitglied des physikalischen Vereins in Frankfurt — und lernte dort Justinus Kerner kennen und im nächsten Jahre machte er mit einem reichen Frankfurter Bankier eine Reise durch Italien.

Während dieser Tage entstanden seine Bearbeitung des Goethe'schen Nachtliedes „Ueber allen Wipfeln ist Ruh“ (1829) „Zwölf Schweizerlieder“ und Anderes. Im Jahre 1838 fand in Frankfurt das erste deutsche Sängersfest statt. Auf Anre- gung Wilhelm Speyer's wurde Schnyder von Wartensee zum Präsidenten des Sängersfestes ernannt. Er komponirte hierzu eine Cantate „Zeit und Ewigkeit“ nach Oden von Klopstock; dieselbe wurde am ersten Tage des Festes neben einem Psalm von Ludwig Spöhr in der Katharinenkirche aus- geführt. Da Spöhr wegen seines Dienstverhältnisses die ihm angetragene Leitung des Concerts hatte ablehnen müssen, diri- girte Schnyder sein Tonstück selber. Auch bei der aus dem Sängersfeste hervorgewachsenen Mozartstiftung wirkte neben Wilhelm Speyer, dem Vater der Idee, Schnyder that- kräftig mit.

In künstlerischen und geselligen Vereinen war Schnyder ein gerngesehener Gast. So erzählt Dr. H. Weismann („Didaskalia“ von 1863 Nr. 248): „Zu Ende der dreißiger Jahre bildete sich der gesellige Verein, der von seinen humoristischen Stiftern „Ganges“ genannt wurde, und in seinen allwöchentlichen Zusammentritten, „wo die Brahmanen in der heiligen Fluth des Ganges sich erfrischten“ unter dem Vorsitze Brahma's selbst und der Protokollführung Vishnu's mancherlei Ernst und Scherz zu Tag förderte. Künstler und Gelehrte vereinigten sich in demselben, und Auswärtige, welche die Stadt berührten, waren als Besucher hoch willkommen. Schnyder war einer der gewissenhaftesten Vabenden, und in der sehr gelungenen, humoristisch aufgefaßten Bleistiftzeichnung, in welcher ein Künstlermitglied sämtliche Genossen in ein Bild gruppiert hat, ragt er, nicht nur als der körperlich Größte, aus den Andern hervor, er, der Dichter des Sonettentranges zu Ehren „der Gletscher-Frau“, der dem Brahma-Amte mit besonderer Würde vorzustehen wußte.“

Aber um diese Zeit auch war es, daß der Gedanke in ihm reifte, wieder in sein Vaterland zurückzukehren. Er hatte es nie aus den Augen verloren und namentlich war er mit demselben in Verbindung geblieben, wo das musikalische In- teresse dabei in Frage kam, vor allem bei den Sängersfesten. Am Luzerner See baute er sich ein Landhaus. Carl Goll- mick beschreibt es in seiner Autobiographie kurz: „Schnyders Haus in Luzern am See gelegen wird „die Seeburg auf

dem Hügel““ genannt und gewährt eine Rundschau von neun Cantonen“. Im Sommer 1844 siedelte Schnyder dorthin über. Theodor Creizenach widmete dem Freunde damals ein Gedicht, in welchem es u. A. heißt:

Er zog in unser deutsches Thal vor dreißig Jahren nieder,
Vorüber ist die schöne Zeit; zur alten Heimath schied er.
Doch findet er auch unsre Lieb' und unsre Treue wieder?

Dort baut er sich ein neues Haus; doch fehlen Sang und Lieder.

So ziehe denn vor ihm voraus der Genius der Lieder
Und bahne hülfreich ihm den Weg die Alpen auf und nieder!

So zieh' hinan, und fürchte nicht daheim des Hasses Syder!
Die Lieder folgt vom Main dir nach: sein Ufer siehst du wieder.

Schnyder sandte dem Frankfurter Dichter eine eben solche gereimte Epistel zurück, gleich warm und humoristisch gehalten, worin die Schlußverse lauteten:

Ich sehe dich am Main, eh' du es denkst, wieder,
Das hoffe ich, so wahr ich heiße Xaver Schnyder.

Creizenach prophezeite richtig und Schnyder hielt sein Ver- sprechen. Im Jahre 1849 flog er vom Alpenlande wieder herab zum Mainthal, um hier Aufenthalt bis zu seinem Lebens- ende zu nehmen. Inzwischen war aber in seinem Leben ein neues Ereigniß eingetreten.

Im Jahre 1847 hatte sich nämlich Schnyder zum zweiten Male vermählt; diese Gefährtin seiner späteren Jahre war Josephine Zahn von Sankt Gallen. Im Jahre 1811 hatte Josephine, als er damals ihren Vater besuchte, als zwei- jähriges Kind ihm freundlich das Händchen gereicht. Jetzt war Josephine eine hohe Dreißigerin geworden und stand als Künstlerin und Klavierlehrerin in Ansehen; die Hand, welche sie ihm jetzt reichte, war für's ganze Leben. Von Waid bei Zürich, den 12. September 1847 ist ein Gedicht an diese seine Braut datirt.

Mein Liebste auf der Erde war gesunken
In's tiefe, mitleidslose, kalte Grab;
In mir erlosch der letzte Freudenfunken,
Und einsam wankt' ich fort am Wanderstab.

Nicht frommte mir das Weinen und das Trauern,
Denn grauam blieb und eifern das Gesicht.
Was jetzt umschlossen war von Kirchhofsmauern
Gab mir die Gottheit nimmermehr zurück.

Der Republikaner.

Bürcher Intelligenzblatt.

Dienstag,

[Vierzehnter Jahrgang.]

8. Dezember 1868.

Inserate von Auswärts nehmen allein für uns entgegen die Herren **Haasenstein & Vogler** in Basel, Frankfurt a./M., Hamburg, Leipzig, Wien und Berlin.

Bu den Jahres-Ereignissen.

Wir leben in einer großen Zeit. Nicht nur die Wissenschaft löst die dunkeln Räthsel des Menschengeschlechts; auch die Politik, als Wesen und Form des öffentlichen Lebens, lenkt mehr und mehr in die Bahnen eines stetigen Fortschrittes ein. Wenn wir die neuesten Blätter der jüngsten Tagesgeschichte durchgehen, finden wir zu unserm freudigen Erstaunen eine Machtentfaltung neuer Ideen, welche wir kaum zu träumen gehofft haben, jedenfalls nicht gewagt hätten, zu prophezeien, ohne den Namen eines Idealisten davon zu tragen. Die Ideen haben einmal die Prosa des Lebens überwunden, hoffen wir, für immer. Da tritt uns in der Tagesgeschichte zuerst das Land der Sehnsucht, der Poesie und Liebe entgegen, das schöne Spanien. Die Kämpfe der pyrenäischen Halbinsel haben auch im gegenwärtigen Jahrhundert mehr als einmal das allgemeine Interesse geweckt. Ein Volk, zeitweise den edelsten Regungen zugänglich, zeitweise mit großen Charakteren geschmückt, aber auch öfters versunken in religiösen Aberglauben und in politische Apathie, beherrscht von Fanatikern, mit der Tonsur oder der Krone gekrönt, das tritt uns in früheren Zeiten, wie jetzt, entgegen und erweckt zeitweise unser Staunen, unser Zweifel, unser Mitleiden. — Und doch geht ein ritterlicher Zug durch die spanische Nation. Seit „Sertorius“ Zeit, welcher mit den alten Lusitanern, den „welterobernden Römern“ die Spitze bot, welcher, einer der größten Männer Roms, durch den Griffel parteilicher Geschichtsschreiber moralisch gemordet ist, wie ihn seine feigen Anhänger, römische Emigranten, gleich einem „antiken Wallenstein“, wirklich meuchelten — seit Kolumbus lichtvoller Erscheinung, welcher dem alten Europa einen Riesendienst geleistet, der zwerghaft belohnt worden, bis auf die Epochen, welche ein Gastero, Serrano und Prim in ihrem Vaterlande hervorgerufen, welche ein Kontrast von Seelengröße und niedriger Gesinnung, welche eine Kette von Groß- und Gräueltaten, welche Heldenskala von einem „Cid“ bis zu einem „Cortez“ in Mexiko; welche ein Abgrund von Philipp dem Grausamen, bis zur Isabella, der Römischen. — Und doch jetzt, während wir dies schreiben, streitet sich die Welt darum: „liegt Spanien in den Wehen, ob es eine Republik, oder eine sogenannte demokratische Monarchie gebären soll?“ Wer da nicht an die Allmächtigkeit der Freiheitsideen und an den fortwährenden Fortschritt glauben lernt, der hat es wie die Bourbonen, er wird nichts lernen und nichts vergessen,

als über den Stiergefechten seinen Marfori. — Spanien mag wählen wie es will, den Bann des Aberglaubens und des absoluten Königthums, wird Spanien nie wieder ertragen. Viva la libertad!

Ruhen wir in der kleinen Republik Andorra, zwischen Spanien und Frankreich aus, athmen wir noch etwas frische Gebirgsluft ein, bevor wir in die Stadt der ehemaligen Revolutionen und in den heutigen Sitz der frommen „Loretten“ niedersteigen. Frankreich, mit seinem Herz Paris, hat seit dem 2. Dezember kaum anders geathmet, als einerseits erstarrt vor Schrecken, anderseits berauscht vor Vergnügungen. Aber das zerstreute Paris hat sich gesammelt; Opern, Spektakel, Café chantants, la Closerie und Jardin Mabille — nichts ist mehr im Stande, die bewegliche, neuerungsfähige, freiheitsfanatische Pariser-Jugend von einem großen Streben zurückzuhalten, vor demjenigen, die persönliche Diktatur zu stürzen und an ihrer Stelle eine nationale, eine freiheitliche Regierungsform anzustreben. Volk und Land gehen mehr und mehr mit der Hauptstadt einig, selbst der Richterstand, der in Frankreich lebenslängliche Amtsdauer hat, selbst dieser, von der Regierung gehätschelte Stand, und das ist bezeichnend, ergreift Partei für Denk- und Personenfreiheit. Das ist die Bedeutung der Subskription für den auf den Barrikaden gegen Napoleons Staatsstreich gefallenen Repräsentanten „Baudin“. Baudin's Mausoleum wird das Grab Napoleons sein; denn letztem steht nur noch die rohe Gewalt zu Gebot und diese ist auf die Dauer nicht im Stande, die Macht der Ideen zu knechten. Vive la République!

(Schluß folgt.)

Gidgenossenschaft.

— Die Schweiz. Mobiliarversicherungsgesellschaft hat soeben die 42. Jahresrechnung herausgegeben, umfassend das Jahr vom 1. Juli 1867 bis 30. Juni 1868. Die Einnahmen betragen: Fr. 1,409,238 67 Rp. Die Ausgaben Fr. 1,238,014 17 Rp. Somit Mehreinnahme Fr. 171,224 50 Rp.

Zürich. Laut der „Freitagzeitung“ ist die Bürglerterrasse an die zürcherische Baugesellschaft verkauft worden, welche nun daselbst ein ähnliches Etablissement zu gründen gedenkt, wie sie s. Z. ein solches auf dem Hofacker in Hirslanden erstellte.

— Das kantonale Hilfskomite für die Wasserbeschädigten hat Bericht über seine Thätigkeit erstattet und gleichzeitig eine Uebersicht der gesammelten Gaben nach Bezirken und Gemeinden vorgelegt. Dieselben betragen an Geld und Naturalien, letztere sehr mäßig geschätzt, mindestens

Feuilleton.

Erinnerung an Schnyder von Wartensee.

(Von einer Verehrerin des Verstorbenen.)

Zürich, den 4. Dez. 1868.

Ich soll Ihnen sagen, ob ich den jüngst entschlafenen edlen Geis gekannt? — ja! ich war so glücklich in der ersten Zeit unseres Aufenthalts in der Schweiz ihn kennen zu lernen und nach einigen Jahren, hier angesiedelt, freudigst zu bewillkommen.

Schnyder von Wartensee gehörte zu den Bevorzugten, welche beim ersten Anblick Sympathie einflößen, nach kurzem Verkehr Vertrauen erwecken, und denen man innigst ergeben bleibt, sie nie zu vergessen vermag, trotz Entfernung und vielen Jahren in's Meer der Ewigkeit geflossen, — seit dem zuletzt gesagten — herzlich — Lebwohl!

Wir bewohnten vor dem Ausbruch des Sonderbundkrieges 1845 im Canton Luzern ein Landhaus, dicht an der Straße, gen Arau führend, mit prächtiger Aussicht auf den Rigi, in lieblich dazwischen liegendem Thal.

Dann und wann baten Touristen um die Erlaubniß, von der Terrasse des Gartens, die Gegend bewundern zu können, was natürlich stets freundlichst bewilligt wurde, ohne jedoch mit denselben sich in ein Gespräch einzulassen.

Einstens jedoch bemerkte ich einen großen stattlichen Herrn, rüstig, trotz der weißen Haare, aussehend, dessen Tracht und Wesen an Walter Scott erinnerte, und doch auch an den biedereren deutschen Zelter (Direktor der Singakademie in Berlin), so daß ich dem Verlangen mit dieser interessanten Persönlichkeit ein Gespräch anzuknüpfen, nicht zu widerstehen vermochte, und so unermüdet hin und her manövrierte, — bis wir uns auf einem der Gartenpfade gegenüberstehen mußten. Der Fremde grüßte sehr artig, verbindliche Worte im schönsten Hochdeutsch sagend, und ich, mich so grazios wie möglich verbeugend, nannte meinen Namen, erfuhr den seinigen — und ries freudigst überrascht: — „meine ahnungsvolle Seele hat mich also nicht getäuscht! — denn ich vermutete einen Dichter oder Virtuosen kennen zu lernen, — was Schnyder von Wartensee sehr heiter stimmte; und als der Herr des Hauses zu uns getreten, reichten wir ihm die Hand; denn der Componist von Mosens „die letzten zehn vom vierten Regiment“ war für uns ein längst Bekannter; und nach einigen Stunden des traulichsten Geplauders hatte er unsere Herzen erobert. Selten mag wohl einem Sterblichen solche Vereinigung von Geist, Gemüth und Lebens-Weisheit zu Theil geworden sein. Ich war nicht wenig stolz, mit ihm vierhändig spielen zu können, und ganz glücklich, die Compositionen seiner Idole zu besitzen im best arrangirten Clavier-Auszug. Beethovens Septuor ging prächtig! Schnyder von Wartensee schien es zu freuen, daß ich diese Musik liebe und vorzutragen verstehe.

Beim Abschiednehmen mußten wir versprechen, ihn auf seiner Villa zu besuchen. „Kommen Sie bald“, wiederholte er einige Mal, denn ich werde den Kanton verlassen, und erst wiederkehren, wenn das Volk sammt Regierung ruhiger

500,000 Fr. Der Bericht, sowie die Uebersicht sollen durch das Amtsblatt veröffentlicht und dem Komite eine hinreichende Anzahl Abzüge zur Vertheilung an die betreffenden Gemeinden zugestellt werden.

— **Wald.** Letzte Woche, am Freitag Nacht, ging ein in Aathal angestellter junger Senn, Namens Winkler von Ruffikon, von seinem Hunde begleitet, in Geschäften nach Raad, um am gleichen Abend wieder zurückzukommen. Da er während der Nacht nicht zurückgekehrt war, wurde er am Samstag Morgen aufgesucht und als Leiche aufgefunden. Sein Hund lieferte ein rührendes Beispiel von Treue und Anhänglichkeit für seinen Meister. Dieser war auf der Rückkehr von Raad nach Aathal auf einer stillen Stelle gestürzt und hatte in Folge dessen seinen Tod gefunden. Der Hund aber entfernte sich nicht, sondern blieb die ganze lange Nacht bei oder auf dem Berunglückten. Als am Morgen Leute kamen, ließ er durchaus Niemanden in die Nähe der Leiche kommen, sondern diese konnte erst fortgenommen werden, als Angehörige des Hauses, wo der wackere junge Mann angestellt war, auf dem Plage erschienen. Diesen nur anvertraute er den entseelten Körper des ihm so theuren Meisters. (Wisk. v. B.)

Baselland. Dienstags hat die Sektion der Leichen der beiden Brüder Schaub in Frenkendorf stattgefunden. Der ältere Bruder war durch's Herz geschossen und muß bei ihm der Tod augenblicklich erfolgt sein; auch wurde ihm ein Arm zerschmettert. Dem jüngeren waren die Schrote theils in die Brust, theils in den Unterleib gedrungen; der Tod erfolgte nach wenigen Minuten. Die Vorgänge werden verschieden erzählt. Der flüchtige Thäter, Hauptmann Bohni, habe sich in äußerst aufgeregtem Zustande befunden, weil unmittelbar vor der That in seinem Hause Scheiben eingeworfen worden. Auf der Wachtstube angekommen, erzählte ihm der Wächter, daß er von den beiden Schaub vor seinem Hause Stöße erhalten habe, und Bohni, in der Beglaubigung, daß dieselben auch den Unfug in seinem Hause verübt, begab sich vor ihre Wohnung und schloß sie unverfehens nieder. Die Schußwunden sollen erweisen, daß keine Gegenwehr stattgefunden habe. So stellen Verwandte der Getödteten den Hergang dar.

Luzern. Der luzernische Große Rath nahm den Religionsartikel in folgender Fassung an: „Die Glaubensfreiheit ist unverlethlich. Um des Glaubensbekenntnisses willen, darf Niemand in den bürgerlichen oder politischen Rechten beschränkt werden. Die freie Ausübung des Gottesdienstes ist den anerkannten christlichen Confessionen, sowie innerhalb der Schranken der Sittlichkeit und öffentlichen Ordnung auch jeder andern Religionsgenossenschaft gewährleistet. Die römisch-christlich-katholische Confession genießt auch den vollen Schutz des Staates.“

Solothurn. Das Gesetz über die Einrichtung einer Hypothekenbank stellt das Gründungskapital auf 6 Millionen Franken fest, bestehend in 12,000 Aktien zu 500 Franken, wovon vor der Hand nur 3 Millionen Franken ausgegeben werden. Der Staat muß sich bei jeder Emission von 3 Millionen mit wenigstens 1000 Aktien betheiligen, ist dann aber auch berechtigt, 2 Mitglieder des aus 5 Mitgliedern bestehenden Verwaltungsrathes zu wählen. Die Hypothekbank gibt Obligationen auf den Inhaber aus von 100 Fr. bis 2000 Fr., und auf den Namen von 500 Fr. bis 5000 Fr.; der Zinsfuß wird auf gewisse Epochen von dem Verwaltungsrathe bestimmt. Der Staat garantiert den Aktionären das Kapital und $4\frac{1}{4}$ Prozent Zins, wozu die Dividende kommt, von welcher den Aktionären 80 Prozent und dem Reservefond 20 Prozent zufallen. Die Anstalt leiht ihre Gelder auf Hypotheken an, in der Regel mit 5 Prozent, nebst einer Provision von $\frac{1}{2}$ Prozent.

— Auch der Militärverein von Solothurn hat sich gegen die Union Winklerried, und ferner die Ansicht ausgesprochen, es sei das gegenwärtige Pensionssystem zu erweitern und auf die Aufhebung des eidg. Pensionfonds Bedacht zu nehmen.

„geworden; ich bin kein Jesuiten-Freund, zur liberalen Richtung neige ich mit Herz und Sinn.“

Als wir um nähere Angabe des einzuschlagenden Weges baten, erwiederte Schnyder von Wartensee, „fahren Sie von Luzern aus nur immer rechts bei dem kleinen Thurm vorbei, so weit es geht, ich komme dann schon zu Hülfe.“

Da ich mich beim Fahren stets ängstigte, suchte ich von Luzerner Freunden zu erfahren, was das mich erschreckende „ich komme zu Hülfe“ zu bedeuten hätte. (Fortsetzung folgt.)

** Norddeutsche Lebensversicherungsbank.

Eine erst seit ganz kurzer Zeit (gegen Ende August c.) in öffentliche Wirksamkeit getretene Lebensversicherungsanstalt erregt die Aufmerksamkeit der Fachmänner, sowohl wie des großen Publikums in einem nicht gewöhnlichen Grade. Es ist die in Berlin domicilirte:

„Norddeutsche Lebensversicherungsbank auf Gegenseitigkeit.“

Die Bank bietet den Versicherten eine Reihe so überraschend wichtiger Vortheile (wie z. B. ohne Prämien-Erhöhung mindestens die volle Zurückzahlung der gezahlten Prämien beim Tode des Versicherten, wenn die Versicherung aus irgend welchem Grunde ungültig geworden ist) daß wir glauben, allen bestehenden Gesellschaften der Art werde eine Konkurrenz erwachsen sein, die nicht

St. Gallen. Der „St. Gall. Ztg.“ wird aus Altsätten ein frecher Raubanfall berichtet. Donnerstag Abends circa 5 Uhr begab sich Fellschneider von Appenzell, ein 50jähriger Mann, vom Markte in Altsätten auf den Heimweg und schlug die alte Stosstraße ein. Ungefähr 20 Minuten oberhalb des Städtchens, an einer etwas abgelegenen Stelle, wurde er von 2 Subjekten angegriffen, zu Boden geschlagen, mißhandelt und seiner Baarschaft von über 200 Fr. beraubt. Möchte es gelingen, der Strolche habhaft zu werden.

Tessin. Mit 52 gegen 46 Stimmen hat der Große Rath folgenden Beschluß gefaßt: „Es wird für den Bau der Eisenbahnstrecke Chiasso-Lugano eine Million, und ebenso für den Bau der Strecke Locarno Bellinzona-Biasca eine Million als Staatssubvention bewilligt; diese Subvention wird aber an die betreffenden konzeffionirten Baugesellschaften erst einbezahlt, wenn die resp. Linie vollendet und im Betriebe ist. Auch für die Lufmanierstraße wird eine Subsidie von Fr. 200,000 bewilligt, welche aber ebenfalls erst zur Zahlung verfällt, wenn die Straße gebaut ist.“

Thurgau. Der Verfassungsrath hat am 2. Dezember beschlossen, den Regierungsrath aus 5 Mitgliedern zu bestellen und denselben durch's Volk in den Municipalgemeinden durch die Stimmurne wählen zu lassen. Dem Regierungsrath wird ein vom Großen Rath gewählter Staatschreiber beigegeben. Zur Gültigkeit von Beschlüssen des Regierungsrathes ist die Anwesenheit von wenigstens 3 Mitgliedern erforderlich. In jeden eidgen. Rath kann nur je ein Mitglied des Regierungsrathes abgeordnet werden. Die beantragte Aufstellung einer besondern Erziehungsbehörde unter dem Vorsitz des Erziehungsdirektors erhielt nur 16 Stimmen. Im Gemeinwesen hat das Einwohnerprinzip gesiegt, zufolge dessen die ganze Ortsverwaltung mit den zu öffentlichen und örtlichen Zwecken gewidmeten Gemeindegütern an die Einwohnergemeinden übergeht, wobei die Ausscheidung der Genossenschaftsgüter der Gesetzgebung vorbehalten bleibt.

Waadt. Der Große Rath hat den Antrag auf Verabreichung einer Liebesgabe von 10,000 Fr. für die Wasserbeschädigten ohne Diskussion angenommen.

— Der Stadtrath von Lausanne beantragt der Bürgervertretung, dem Staat 300,000 Fr. für Herstellung von Akademiegebäuden und jährlich 5000 Fr. zur Verfügung zu stellen, wofür der Gesetzesentwurf über den höhern Unterricht angenommen wird.

Ausland.

Deutschland. Preußen. Der Göttinger Theologe, Professor Ewald, ist in Anklagestand versetzt, weil er in einer Schrift über die Vorgänge des Jahres 1866 „die Ehrfurcht gegen S. Majestät den König von Preußen verlegt“ haben soll.

— Berlin. Im Abgeordnetenhaus hat der Justizminister Leonhardt mit einer groß-preussischen Rede solchen Beifallsturm hervorgerufen, wie selbst Bismarck es nie vermochte. Mit Ausnahme der Fraktion Jakoby stimmten ihm alle Partheien zu. Es wird immer schöner, sagt die Neue Freie Presse, selbst der Minister Müller ist vielen Großpreußen zu liberal. Diese Leute wollen den österreichischen Fortschritt verdächtigen.

— Baden. Bluntschli und sein Anhang, welcher bisher durch preussische Gesinnung sich ausgezeichnet hat, protestiren nun gegen die rückfällige Politik der preussischen Majorität, besonders machen sie Front gegen Erlasse des Kultusministers, auf diesem Wege sei eine größere Annäherung nicht möglich.

— Bayern. Das Staatsministerium des Kultus und des Unterrichtes ist von dem König ermächtigt und beauftragt worden, wegen Veranstaltung einer allgemeinen internationalen Kunst-Ausstellung zu München

darauf ausgeht, ihnen etwa das Geschäft zu nehmen, sondern vielmehr, sie zu zwingen, das Publikum mit derselben Humanität zu behandeln, um so mehr als rechnungsmäßig nachgewiesen ist, daß alle, die von der Norddeutschen Lebensversicherungsbank gewährten Vortheile dem versicherten Publikum bewilligt werden können, ohne daß die unzweifelhafte Sicherheit der Lebensversicherungsinstitute irgend wie darunter leidet. Daß die Aktien-Unternehmungen dieser Art dabei an ihren überreichen Dividenden etwas geschmälert werden, ist allerdings ebenso klar, wie es feststeht, daß die Norddeutsche Lebensversicherungsbank auf Gegenseitigkeit dem allgemeinen Volkswohlle damit einen wichtigen Dienst von großer sozialer Bedeutung leistet.

Die Norddeutsche Lebensversicherungsbank veröffentlicht Alles das, was die bestehenden Gesellschaften bisher sehr geheim zu halten pflegten: z. B. die Sterblichkeitstabellen, nach welchen sie rechnet, die Reservetabellen, aus welchen der Werth der Poltzen jederzeit berechnet werden kann u. c. u. c.

Eine natürliche Folge dieser Offenheit, welche eine rechtshaffene Verwaltung verbürgt, ist, daß sämtliche deutsche Regierungen der Bank innerhalb weniger Tage schon die Concession erteilt haben, während andere ältere Anstalten lange darauf warten mußten und noch warten müssen. Wie wir hören, haben unsere Kantons-Regierungen mit derselben anerkennenden Bereitwilligkeit der Norddeutschen Lebensversicherungsbank den Zutritt zu uns gestattet, wofür wir nur dankbar sein können.

Vorausbezahlung:
Jährlich bei der Exped. 6 Fr.; halbj. 3 Fr. — Rp.
Bei der Post jährlich 9 Fr.; halbj. 4 Fr. 50 Rp.

Der Republikaner.

Bürcher Intelligenzblatt.

Mittwoch,

[Vierzehnter Jahrgang.]

9. Dezember 1868.

Inserate von Auswärts nehmen allein für uns entgegen die Herren **Haasenstein & Vogler** in Basel, Frankfurt a./M., Hamburg, Leipzig, Wien und Berlin.

In den Jahres-Ereignissen.

(Schluß.)

„Old England for ever“ schreibt der Lord in sein Reisebuch, wie er die Kontraste des monarchischen Kontinents gegen das Leben auf seiner, für ihn freien, Insel fühlt. Aber das alte England stirbt und aus der Asche springt der flügge Phönix altägyptischer Freiheit. Das Großbritannien der Lords wird klein und kleiner; das England freier Britten, Schotten und Irländer, das Dreieinsreich des stimmungsvollen und lebensfähigen Volkes wird groß und größer. Der Führer der demokratischen Reformer, der reiche, gelehrte und freisinnige Gladstone, der philosophische und sozial angehauchte Stuart Mill, der industrielle und humane Bright, das sind die hellleuchtenden Sterne am Freiheitshimmel England's, welcher sich bisher nur über Lord's und über Millionäre golden wölbte, die Massen aber in Nebel und Elend hüllte. God save the people!

Noch ist unsere frohe Sehnsucht nicht am Ziele. Ueber die salzigen Fluthen des nie rastenden Ozeans strebt der unruhige, dem Universum gegenüber, so winzige, aber durch seine Vernunft selbstständige Erdenbürger. Dort in der neuen Welt, wo Arbeit und Häuslichkeit reiche Heimat errungen haben, dort unter dem mächtigen Sternennamen glänzt eine neue Heldengeschichte, erhebt sich riesenstark ein jugendliches Volk. Aus mehr als einer Mordnacht gerettet, den Höllenerfindungen eines barbarischen Krieges trotzend, aus bluttriefenden Schlachten siegesgekrönt hervorgehend — hat das nordamerikanische Volk, durch Humanität und Ordnung nach dem Siege über die Sklavenhalter die demoralisirten Monarchien beschämt und das Edelste vollbracht, sich und seine Rache bezwungen. — Der große Feldherr, der die Heere der Republik mit siegesflatternden Fahnen heimgeführt und bescheiden in den Privatstand zurückgetreten, zieht ebenso ruhig und gelassen, wie zur Schlacht in's weiße Haus; der Bürgergeneral ist Bürgerpräsident geworden. Die geknechteten Völker haben eine „gewappnete“ Schwester erhalten, welche das Freiheitspanzer, das Schwert und den Dreizack gleich mächtig schwingt. — Caveat Europa! — Die Republik kann mit dem Sternpanzer wieder welterobernd werden, wie die antike Römerrepublik mit dem kurzen Schwerte. —

Und wo wir uns hinwenden, nach dem morgensonnigen Orient, nach dem Lande der Sphinx und Pyramiden, nach Asien, dem Reiche der gol-

den enMitte, zu den Anhängern Confutius, Buddhas, Zoroasters — wenn noch nicht die Schwingen der Freiheit die Völker umkreisen — so steigt doch ein schüchternes Morgenroth über die Finsterniß vorzeitlicher Barbarei empor, in deren Aethergewand gehüllt, die Humanität den ersten Schritt in jene Regionen thut, welche des Menschen Erfindungsgeist uns mehr und mehr näher rückt. — Es ist eine große Zeit in der wir leben; ein bedeutungsvolles Jahr, das wir zurückgelegt haben; hell und offen liegt das Endziel vor uns, der Sieg der Ideen und der Humanität über die rohe Gewalt und die materielle Macht. So schließen wir uns an die Strophen „Leffings“ an:

„Geh' deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln. — Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte nur scheinen sollten, zurückzugehen!“

Gedgenossenschaft.

Der Nationalrath und der Ständerath wurden mit Präsidialreden eröffnet, der Ständerath von Herrn Aeppli von St. Gallen, der Nationalrath von Herrn Kaiser von Solothurn. Die Traktanden sind nicht sehr reichhaltig und nicht besonders interessant.

Zürich. Vertagungen für die nächste Schwurgerichtssitzung in Winterthur: Montag, 14. Dez. Ette Joz von Murt-Bern und Genossen, Diebstahl. Barbara Frei von Dürnten, Betrug. — Dienstag, 15. Dez. Maria Mathilde Bachmann von Littau-Luzern, Diebstahl. — Mittwoch, 16. Dez. Jb. Bosphard von Altketten, Unterschlagung. Rud. Bosphard von Ruffikon, Diebstahl und Unterschlagung. — Donnerstag, 17. Dez. Joh. Huber von Langnau, Unzucht. — Freitag, 18. Dez. Kaspar Schellenberg von Töss, Brandstiftung und Diebstahl. — Samstag, 19. Dez. Christian Thaler von Geddelsbach in Württemberg, Diebstahl.

— i — Ein Gegenstück zur Lehrervahl in Fluntern bildet die gestrige Pfarrwahl in Schwamendingen. Von circa 300 Stimmberechtigten nahmen 160 Theil. Einstimmig wurde der Vorschlag der Pfarrwahlkommission gutgeheißen und Herr Viktor Schmidt in Rütt zum Pfarrer berufen. Diese Einmuth gibt dem jungen tüchtigen Manne die Versicherung, daß ein gesegnetes Arbeitsfeld seiner harre. Herrn Pfarrverweser Wunderli, der nach Einleitung obiger Berufswahl die kirchlichen Funktionen besorgte, wird übereinstimmend das Zeugniß gegeben, daß er mit Eifer und Sachkenntniß seine amtlichen Verrichtungen verwaltet und auch mit Liebe auf die Jugend eingewirkt habe.

Fenilleton.

Erinnerung an Schnyder von Wartensee.

(Von einer Verehrerin des Verstorbenen.)

(Schluß.)

Lächelnd wurde versichert, der große Componist und lebenswürdige Mann, sei ein sehr leichtsinniger Baumeister! — sein Haus stünde auf der Höhe allen Winden ausgesetzt, und der Aussicht halber viel zu schmal und hoch, auf zu schwachem Fundament; zwar nach einmaligem Zusammenbrechen sei es solider aufgerichtet worden — aber auf den Balkon wolle Niemand wagen zu treten. Der Weg sei nur eine Strecke weit fahrbar — aber zu Fuß der steile — aber kleine Berg zu erklimmen ohne große Anstrengung.

Den verabredeten Nachmittag steuerten wir dem mysteriösen Eldorado zu. — Der Wagen mußte bald verlassen werden, und über Geröll — dann wieder in Sand versinkend, gieng es muthig vorwärts; endlich erblickten wir ein thurmartiges Haus, sahen Schnyder von Wartensee uns entgegen kommen und uns hilfsreiche Hand reichen, denn die letzte Strecke war mühsam zu erklimmern.

Wir wurden aber reichlich belohnt, denn eine reizende Aussicht bot sich unsern Blicken dar. Etwas Zauberhaftes umschleierte das Ganze. Man konnte keine erquickendere Waldeinsamkeit sich denken! — abgeschnitten vom Geräusch der

Welt und in einem unbeschreiblich lieblichen Erdenwinkel, wie verborgen; aber glücklich in Einsamkeit und Stilleben.

Schnyder von Wartensee bemerkte mit Genugthuung unser Versunkensein der Bewunderung, führte uns dann in seine Behausung und wollte uns auch auf den Balkon locken. Als ich zögernd bemerkte: droht keine Gefahr? lachte er herzlich und erzählte von der Einsturz-Catastrophe, hinzufügend, jetzt sei der Bau nach den Regeln vollführt.

Caffee, saure Milch, Butter u. thronten auf schön servirtem Tisch. Noch nie hatte mir Caffee besser gedünkt, niemals saure Milch so geschmeckt seit der Jugendzeit. Muscirt wurde auch, und Mozart's Melodien schallten vom Thurmhaus fort über die gegenüberliegenden Berge.

In erhöhter Stimmung verließen wir den freundlichen Wirth, und auf Wiedersehen! rief er noch nach, und wir zurück: Auf frohes am Zürichsee!

Dies fand also hier statt. Schnyder von Wartensee zu Ehren, wurde eine musikalische Soiree organisiert. Er bestand darauf zu dirigieren als Capellmeister dans toute la force du terme.

Nachbarn und liebe Freunde begrüßten herzlichst den berühmten Mann. Die Gesangsbetheiligten mußten erst allein ihre Stimme singen, dann erst zusammen. Da wurde eifrigst probirt, bis zuletzt harmonisch, zur Zufriedenheit des Meisters erklang: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh“. „Ave verum“ von Mozart wurde gesungen und zum Schluß „Die letzten zehn vom vierten Regiment“.

Dann sah ich den Verehrten als glücklichen Bräutigam, lernte später seine Gattin kennen, und überzeugt wie wahr Lief's Behauptung sich erfüllte, die Zu-

— Zürich, 7. Dez. H. Gestern fand das Benefizkonzert des Hrn. Musikdirektors Aitenhofer in hiesiger Tonhalle statt. Der Umstand, daß gleichzeitig noch an andern Orten Konzerte und musikalische Abendunterhaltungen abgehalten wurden, mag Ursache gewesen sein, daß die eingangs genannte Aufführung nicht so zahlreich besucht war, als das reichhaltige Programm und die mitwirkenden tüchtigen musikalischen Kräfte erwarten ließen. Aus der ersten Abtheilung nennen wir als vorzüglich gelungen Baumgartners „Will ruhen unter den Bäumen hier“, das sich durch seine liebliche Melodie und die besonders ansprechenden Tenorstimmen auszeichnet hat. Der „Soldatenmuth“, componirt vom Concertgeber, ist ein höchst kräftiges, kriegerisches Tonstück, das von mächtigen Trompeten und Posaunen getragen, in seinen Modulationen stürmisch dahineilt, dann aber in der Schlusspartie in sanfter Töne übergeht und durch prachtvolle Piano-Stellen besonders anpricht und einen rührenden Schluß bildet.

Die 2. Abtheilung bestand aus der „Alceste“, deren Inhalt wir schon früher kurz angedeutet haben. Es ist dies eine eigenthümliche, im Ganzen etwas düster gehaltene Composition, die an Solostimmen wie Chöre starke Anforderungen stellt, welche übrigens zur vollen Befriedigung der Zuhörer gelöst worden sind. Fräulein Sitterding als „Alceste“ hat sich in ihren nicht leichten Partien ausgezeichnet, Herr Helbling von Rapperswil als „Volo“ mit seiner lieblichen, besonders in den hohen Lagen sehr ansprechenden Tenorstimme hervorgethan und Herr Eismann mit Gefühl und Ausdruck den „Admet“ vorgetragen. Glanzpunkte bildeten die Chöre im 2. Theil, so besonders der Schlusschor und die Stimmen der Ueberirdischen, welche durch schöne Horn-, Klarinetten- und Flötenpartien unterstützt, hervorgetreten sind. — Indem wir daher den sämmtlichen Mitwirkenden für den musikalischen Genuß zu Dank verpflichtet sind, können wir nicht umhin den Wunsch auszusprechen, daß der „Männerchor Zürich“ noch öfters mit ähnlichen Produktionen auftreten möchte.

— Die Schulpsche des Bezirkes Horgen hat zu ihrem Präsidenten Herrn alt Kantonsrath Schärer-Pfister in Schönenberg gewählt.

Appenzell A. Rh. Kürzlich verunglückte in der neugebauten Kunstfäße in Hinter-Gröten, Gemeinde Wolfhalden, ein württembergischer Arbeiter, Namens Kaver Gebhart. Er wurde von der Turbine, während er ölen wollte, ergriffen und furchtbar zerschlagen aufgehoben wurde und eine Stunde später seinen Leiden erlag.

Bern. Der Gr. Rath wurde von seinem Präsidenten Stämpfli mit einer Rede geschlossen, welche dem Kantone und der Schweiz durch Annahme des Referendums eine neue Aera prophezeit.

Glarus. Im Landrathe fiel das Viehaffekuranzgesetz durch und wird nun dafür dem Landsgemeinde Memorial einverleibt. Die Beschlüsse der St. Gallerschützen finden hier keine Billigung.

— Lintthal. Letzten Samstag verunglückte im Holz ein 11-jähriger Knabe des Spinner Frid. Stüßi. Derselbe fiel von einem hohen steilen Abhang herunter, wo er furchtbar zerschlagen aufgehoben wurde und eine Stunde später seinen Leiden erlag.

Luzern. Der Große Rath hat die revidirte Verfassung mit 69 gegen 23 Stimmen angenommen.

Neuenburg. Für das in Neuchâtel zu bauende Grand Hôtel du Mont-Blanc sind bereits $\frac{1}{5}$ des Aktienbetrags von 500,000 Franken subskribirt.

St. Gallen. * Dem Zuge der Zeit Rechnung tragend, welcher den Staatshaushalt vervollkommen und dennoch vereinfachen will, hat der Regierungsrath beschlossen, es sollen sämmtliche Departemente Anträge einreichen, in welcher Weise die Geschäfte des Regierungsrathes zu vereinfachen seien. — Die Sanitätspolizei ordnet durch den Regierungsrath den Auszug von weitem 41 Personen aus Montlingen an. Nach Burgau geht ein Regierungskommissär, um die Auswanderung aus den un-

gesunden Häusern mit Polizeigewalt, wenn nöthig, durchzuführen. Die allgemeine Militärversammlung hat unter dem Präsidium des Regierungsrathes Sarer beschlossen, es soll auch die Versicherung bei der Union Winkelried fakultativ zugelassen werden.

— Schützenwesen. Die außerordentliche Hauptversammlung des St. Gallischen Kantonschützenvereins trat gestern über hundert Mann stark in Gossau zusammen. Nach gründlicher Diskussion der Tagesfrage faßte sie mit allen gegen fünf Stimmen folgende Beschlüsse:

1) Es erkläre der Kantonschützenverein seine Zustimmung und Mitwirkung zu dem von der Feldschützengesellschaft der Stadt St. Gallen gefaßten Beschlüsse auf sofortige Gründung eines schweizerischen Feldwaffenvereins und verdanke deren Anerbieten betreffend Uebernahme des ersten Festes im Jahre 1870.

2) Dem Organisationskomite in Zug soll von der Kommission eröffnet werden, daß, da die wirkliche eidgenössische Feldwaffe durch die veröffentlichten Grundzüge des Schießplanes faktisch vom eidgenössischen Freischießen von 1869 ausgeschlossen werde, der Verein sich unmöglich an diesem Feste theilnehmen könne, ohne den in seinen Statuten niedergelegten Prinzipien untreu zu werden.

3) Das Komite wird bevollmächtigt, in Verbindung mit den Ausschüssen des Feldschützenvereins der Ostschweiz und der Stadt St. Gallischen Feldschützengesellschaft alle Maßregeln zu ergreifen, welche ihm zur Ausföhrung von Ziffer 1 der heutigen Beschlüsse als nothwendig erscheinen.

Auch der Militärschützenverein der Stadt St. Gallen hat gegen die vom Organisationskomite in Zug getroffenen Schießeinrichtungen protestirt und beschlossen, das Fest nicht zu besuchen, keine Ehrengabe abzusenden, die sofortige Gründung eines schweizerischen Feldwaffenvereins anzustreben und sich bereit zu erklären, das Gründungsschießen im Jahr 1870 in St. Gallen zu übernehmen.

Schaffhausen. Ein Herr Hildebrand, Kaufmann in Unterhallau, wird mit einer Parthie Wein wieder nach New-York verreisen. Es eröffnet sich da eine neue Absatzquelle für Schweizerweine, welche den Meertransport sehr gut vertragen.

Schwyz. Im Kantonsrath wurde auf eine Vorstellung der Geistlichkeit hin die Petition für Gestattung geschlossener Maskenbälle über die Fastnacht abgewiesen. Ebenso diejenigen mehrerer Kurorte (Teufelsberg, Ruegeten, Wäggitthal etc.), um Tanzerlaubnis an Sonntagen.

— Die Regierung wird zum Abschluß neuer Salzlieferungsverträge bevollmächtigt.

— Die Genossenschaft Bollerau hat den Wasserbeschädigten einen Beitrag von 200 Fr. bestimmt.

Solothurn. Vorgestern starb in Solothurn Herr Danquier Brunner, eine in weiteren Kreisen unseres Landes gekannte und geachtete Persönlichkeit.

Tessin. Die eidg. Schatzungskommission, an deren Spitze als Präsident Hr. Ständerath Jeker sich befindet, hat den Gesamtschaden dieses Kantons allein auf 7 Mill. geschätzt.

Ausland.

Deutschland. Der Verein „Berliner Presse“ hatte in der Versammlung vom 2. d. M. den Ueberfall, der auf den Redakteur der Volkszeitung, Herrn Heinrich Steinitz, wegen eines Zeitungsartikels gemacht wurde, zum Gegenstande einer Diskussion gemacht und beschlossen, solchem Unwesen entgegenzutreten. Die Versammlung hat die Redaktionen der in dem Vereine durch Redakteure oder Mitarbeiter vertretenen Zeitungen ersucht, bei den Präsidien des Herrenhauses und des Hauses der Abgeordneten

Die Alpenrosen.

Illustrirte Zeitschrift für Haus und Familie.

Die „Alpenrosen“ bringen uns in ihrer am 28. Nov. erschienenen Nr. 24 an Illustrationen: „Der Jubiläumsbecher der Jofinger.“ Nach einer Photographie. Ferner: „Illustrationen zu Jeremias Gotthelf.“ Von F. Walther. 3) „Jeremias als Hauslehrer.“

Im Text sind folgende Arbeiten enthalten: „Trübe Tage.“ Gedicht von J. J. Romang. „Von den Schreckensstätten in Tessin.“ Ein Reisebild von G. H. „Mias' weitere Schicksale.“ (Aus dem „Bauernspiegel“. Fortsetzung.) „Meine erste Reise nach Deutschland.“ Zwölf Briefe einer Dame. (Sechster und siebenter Brief.) „Balsche Bahnen.“ Nach den hinterlassenen Papieren eines Gestorbenen. Von A. Bitter. „Das Jubiläum des Jofinger Studentenvereins.“ Von M. „Leseerfrüchte.“ (Appianus Claudius. — Jugendbibliothek. — Englische Gasthöfe.)

Man abonniert auf die „Alpenrosen“ bei allen Postbureau und Buchhandlungen, sowie direkt bei der Unterzeichneten.

Alle 14 Tage eine Lieferung von 2—2½ Bogen Text der beliebtesten Schriftsteller, sowie zwei Original-Illustrationen. Preis per halbes Jahr Fr. 4

Zu zahlreichen Bestellungen empfiehlt sich

Die Haller'sche Verlagsbuchhandlung
in Bern.

friedenheit dieses Paares gewährend. Der große Dichter sagte wiederholt, daß am Abend des Lebens innige Bande beglücken könnten. Und wie schön und mild gestaltete sich das Leben des begabten Menschen.

Beide für Edeles glühend, — eingestehend, wie göttlich Gott sie zusammenführte — beide die Musik liebend, kennend, ausführend, geachtet von Allen, die sie kannten und innigst verehrte.

Und Schnyder von Wartensee mit Sehnsucht gedenkend, rufe ich, wenn auch jetzt leise: Auf Wiedersehen!!

Vermischtes.

Die „Kr. Btg.“ erzählt folgende Anekdote. In dem böhmischen Städtchen Ruuman erschien vor Kurzem der Cardinal-Erzbischof von Prag, Fürst Schwarzenberg, und inspizierte auch die Schule des Ortes. Eine schöne Gelegenheit, denkt der Schulmeister, sich auszuzeichnen. „Ich habe den Kindern auch historische Denkwürdigkeiten beizubringen gesucht“, redet er seinen Vorgesetzten an. „Prüfen Sie, Herr Lehrer!“ war die Antwort. „Wer hat das Pulver erfunden?“ ist die erste Frage. Die Kinder schweigen, der Lehrer ist verlegen. „Nun“, ruft er den besten auf, „du wirst es doch wissen! Wer hat das Pulver erfunden?“ — Nun, Schwarzenberg — Schwarzenberg! — „Schwarzenberg!“ ruft strahlenden Gesichts der Schüler. „Aber wo denkst du denn hin!“ verbesserte der Lehrer; „die Schwarzenberg sind eine berühmte, um Kirche und Staat hochverdiente Familie, aber das Pulver haben sie nicht erfunden.“ Der Fürst lachte herzlich.

Nekr S ch 0032

~~PK 425 Sch.~~

Yare

Schnyder v. Wartensee

⁶⁸
gest. 1886.